

Monatsschriften der C. G. XV. Band. Heft 7.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

Herausgegeben von Ludwig Keller.

Fünfzehnter Jahrgang.
1906.
Viertes Heft.

Berlin 1906.
Weidmannsche Buchhandlung.

Der Bezugspreis beträgt im Buchhandel und bei der Post **jährlich 10 Mark.**

Inhalt.

Verzeichnis der eingegangenen Bücher.

Die Schriftleitung behält sich vor, über einzelne Werke noch besondere Besprechungen zu bringen.

Für unaufgefordert eingesandte Werke wird keine andere Gewähr wie die Namhaftmachung an dieser Stelle übernommen.

Blanc, Ferdinand. Christus. Episches Gedicht in dreißig Gesängen. 210 S. Meiningen 1905, Keyßnersche Hofbuchdruckerei.

Budzinski, Richard. Wider die Unvollkommenheit der gegenwärtigen höheren Schulbildung. Düsseldorf 1906. Verlag von Schmitz & Olbertz.

Classen, W. T. Großstadtheimat. Beobachtungen zur Naturgeschichte des Großstadtvolks. Hamburg 1906. Im Gutenbergverlag Dr. Ernst Schultze.

Deutscher Universitäts-Kalender. Sommer-Semester 1906. Herausgegeben von Dr. Th. Scheffer und Dr. G. Zieler. II. Teil. Die Universitäten im benachbarten Auslande. Leipzig 1906. Verlag von K. G. Th. Scheffer. Preis 1,50 M.

Diestelmann, Richard. Große Erzieher. Eine Darstellung der neueren Pädagogik. Band 2. Johann Bernhard Basedow. Leipzig 1897. R. Voigtländers Verlag. Preis geb. 1,60 M.

Endemann, Dr. Karl. Die Weltanschauung der Hohenzollern und der moderne Materialismus. 78 S. Leipzig 1906. R. Voigtländers Verlag.

Fabian, Prof. Dr. Ernst. Der Streit Luthers mit dem Zwickauer Rate im Jahre 1531. 106 S.

Das freie Wort. Frankfurter Halbmonatsschrift für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Herausgegeben von Max Henning. Neuer Frankfurter Verlag in Frankfurt a. M. Preis vierteljährlich 2 M., einzeln 40 Pf.

Gansberg, Fritz. Menschen, seid menschlich. 124 S. Leipzig 1906. R. Voigtländers Verlag.

Gansberg, Fritz. Religionsunterricht? Achtzig Gutachten. Leipzig 1906. R. Voigtländers Verlag. Preis 1,60 M.

Goetz, Dr. Leopold Karl. Ein Wort zum konfessionellen Frieden. 65 S. Bonn 1906. Karl Georgi, Universitäts-Buchdruckerei und Verlag. Preis 80 Pf.

Henke, Prof. Dr. Oskar. Aus der Werkstatt der Freimaurerei. Reden und Vorträge. 272 S. Berlin 1906. Verlag von Franz Wunder.

Dr. Otto Henne am Rhyn. Die Freimaurerei in zwölf Fragen und Antworten. Berlin 1906. Franz Wunder. Preis 1 Mark.

Joël, Karl. Der Ursprung der Naturphilosophie aus dem Gebiete der Mystik. 198 S. Jena 1906. Verlag bei Eugen Diederichs. Preis br. 4,50 M., geb. 6 M.

XV. Jahrg. Berlin, den 15. September 1906. Heft IV.

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft

Schriftleitung:
Dr. Ludwig Keller
Berlin-Charlottenburg
Berlinerstrasse 22.



Verlag:
Weidmannsche Buchhandlung
Berlin S.W.
Zimmerstrasse 94.

Die Monatshefte der C. G. erscheinen im Januar, März, Mai, Septbr. und November. Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre Jahresbeiträge. Bezugspreis im Buchhandel und bei der Post M. 10,—. Einzelne Hefte M. 2,—. Nachdruck ohne Erlaubnis untersagt.

Neues über Christian Gottfried Körner.

Ein Gedenkblatt zu seinem 150. Geburtstage.

Von

Dr. Adolph Kohut.

Was Christian Gottfried Körner seinem Freunde Schiller gewesen, ist hinlänglich bekannt und braucht nicht des weiteren angeführt zu werden. Wohl aber muß hervorgehoben werden, daß die lautere Gesinnung, die Begeisterung für alles Wahre, Schöne und Edle, die philosophische Gedankenrichtung und das warme, echt menschliche Empfinden, welche Eigenschaften Körner auszeichneten, ihn zu dem jungen Dichter hinziehen mußten, der mit flammenden Worten den Sieg des Schönen über das Häßliche und des Erhabenen über das Niedrige verkündete. Noch jetzt schlägt unser Herz höher, wenn wir den im Verein mit seinem Freunde Ludwig Ferdinand Huber, seiner Braut Minna Stock und deren Schwester Doris im Mai 1784 an Schiller gerichteten ersten Brief Körners lesen. Die Liebe und Verehrung für den Verfasser der „Räuber“, des „Fiesco“ und von „Kabale und Liebe“, der sich damals mitten in den Stürmen und Nöten seines letzten Mannheimer Aufenthalts befand, spricht sich in diesen Zeilen mit so beredten Worten aus, daß man mit Schiller sagen muß: „Diese Menschen gehörten ihm und er gehörte diesen Menschen.“ Diese Zuschrift,

die in großen Zügen die Lebens- und Weltanschauung Körners kennzeichnet, beginnt mit den Worten: „Zu einer Zeit, da die Kunst sich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüstlinge herabwürdigt, tut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Mensch auch jetzt noch vermag. Der bessere Teil der Menschheit, den seines Zeitalters ekelte, der im Gewühle ausgearteter Geschöpfe nach Größe schmachtete, löscht seinen Durst, fühlt in sich einen Schwung, der ihn über seine Zeitgenossen erhebt, und Stärkung auf der mühevollsten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern seinem Wohltäter die Hand drücken, ihn in seinen Augen die Tränen der Freude und der Begeisterung sehen lassen — daß er auch ihn stärke, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob seine Zeitgenossen wert wären, daß er für sie arbeitete. — Das ist die Veranlassung, daß ich mich mit drei Personen, die insgesamt wert sind, Ihre Werke zu lesen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen.“

Körner — geboren 2. Juli 1756 in Leipzig — studierte in Göttingen und in seiner Vaterstadt die Rechte, reiste 1779 ins Ausland, wurde 1781 Konsistorial-Advokat in Leipzig, 1783 Oberkonsistorialrat in Dresden und 1790 finden wir ihn bereits als Oberappellationsgerichtsrat und Oberkonsistorialrat in der letztgenannten Stadt.

Als er mit Schiller in nähere Berührung trat, war er 28 Jahre alt. In seinen stark markierten Zügen prägte sich neben Willenskraft und Ruhe große Menschenfreundlichkeit aus. Ein reger Sinn für Wissenschaft und Kunst beseelte ihn schon frühzeitig und immer machte es ihm Freude, sein Haus zu einem Sammelpunkt der auf diesen Gebieten ausgezeichneten Männer zu machen. In seiner Gattin und in seiner Schwägerin, der Malerin Doris Stock, fand er schwärmerische Verehrer des Menschen und Dichters Schiller und gemeinsam mit ihnen war er allezeit bemüht, das Leben des Poeten so angenehm als möglich zu gestalten. Wir wissen, daß dieser von 1785 bis 1787 teils auf Körners Weinberg in Loschwitz bei Dresden, teils in dieser Stadt selbst wohnte und daß diese Jahre zu den glücklichsten im Leben des Genius gehörten, und auch später verkehrten sie brieflich und persönlich in trauter Harmonie mit einander. Körner war es, der Schiller auf Kant hinwies und ihn veranlaßte, sich dem Studium der Werke des Königsberger Weltweisen zu widmen. Er

war es, der die ästhetischen und musikalischen Ideen Schillers gewaltig anregte und ihm allezeit seinen Kredit zur Verfügung stellte, wenn der Dichter, wie dies so oft geschah, in finanziellen Bedrängnissen sich befand. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Körner ist schon längst zu einem der Nationalschätze der deutschen Literatur geworden, sodaß es sich erübrigt, auf denselben näher einzugehen. Körner war ein Mann, dem alles Schöne und Große durch eine glückliche Liebe erhöht wurde; seine Frau Minna, schön, liebenswürdig und geistreich, sein Sohn Theodor, und alle diejenigen, die je mit ihm in Berührung kamen, brachten ihm eine Fülle von Liebe entgegen. Er gab mit vollen Händen, sorgte aber aufs ängstlichste dafür, daß niemand von seiner Freigebigkeit erfahre; Schiller und seine Familie glücklich zu machen und es ihm zu ermöglichen, die Ideale, die seine glühende Seele erfüllten, zu verwirklichen, erschien ihm als der edelste Zweck seines Daseins, wie denn auch dem Dichter das innige und treue Freundschaftsbündnis stets als das schönste Ziel vorschwebte. Man weiß, daß infolge des intimen Geistesaustausches zwischen beiden eine ganz neue Epoche im Denken und Empfinden Schillers eintrat. Voll Jubel rief in jener Dresdener Zeit Schiller in Bezug auf sein Freundschaftsverhältnis Körner zu: „O wie schön und göttlich ist die Berührung zweier Seelen, die sich auf dem Wege der Gottheit begegnen!"

Körner war übrigens nicht bloß Anempfinder und Anreger, sondern er besaß auch ein namhaftes schriftstellerisches Talent. Neben zahlreichen Artikeln, die er für seines Freundes Zeitschriften „Neue Thalia", „Horen" und Musenalmanach verfaßte, schrieb er auch mehrere selbständige Werke, so z. B. die „Ästhetischen Ansichten" (Leipzig 1808), „Versuche über Gegenstände der inneren Staatsverfassung" (Dresden 1812) und „Deutschlands Hoffnungen" (Leipzig 1813). Von ihm rührt ferner die treffliche Biographie Schillers her, die sich in der ersten Ausgabe der sämtlichen Werke des Dichters befindet[1]). Weniger dürfte es bekannt sein, daß er auch Dichter war, und wenn man auch an seine poetischen Versuche keinen allzu hohen Maßstab legen darf und seine schöpferische Kraft nur eine minimale war, so beweisen doch seine poetischen Erzeugnisse, daß er nicht allein treffliche Theorien über Ästhetik und Dichtung entwickeln, sondern auch als praktischer Verskünstler seinen Mann stellen

[1]) Stuttgart und Tübingen, I. G. Cotta 1812 und 1815.

konnte. Besonders gut gelangen ihm Gelegenheitsgedichte im Goetheschen Sinne des Worts und sein Sohn Theodor hatte die dichterische Begabung augenscheinlich von ihm geerbt. Als Probe dieser Gelegenheits-Dichtungen mag hier nur einiges aufgeführt werden.

An zwei Jahrestagen seiner Hochzeit, am 7. August 1801 und am 7. August 1805, schrieb er seiner geliebten Minna die folgenden kleinen poetischen Erinnerungen[1]):

Festlich gestimmt erwach' ich und blicke dankbar gen Himmel,
Und er zeigt mir ein Bild, würdig des heutigen Tags.
Klar und mild ist die Bläue, nur lichte Streifen der Wolken,
Zeigen sich einzeln, doch bald hat sie ein Lüftchen verweht.
Alles umglüht und verherrlicht vom Strahl der freundlichen Sonne —
So ward einst meine Welt, Liebe, durch Dich mir verklärt!

Fühlst Du, wie heute das Herz dem Gatten schlägt, der in Bildern
Holder Vergangenheit lebt, ist Dir mein Erstes bekannt.
Du hast mit liebender Hand für ihn mein Zweites beflügelt,
Als mein Ganzes erschien, brach mein Drittes ihm an[2]).

Ein Poem von ihm, das er einst seiner Minna spendete, gefiel sogar Schiller, der ihm darüber seine Anerkennung ausdrückte. Nur die nachstehenden Strophen seien daraus hier mitgeteilt:

Was ist es, meine Teure, das uns heute
Die Wangen rötet, aus den Blicken strahlt
Und diesen Tag zu einem Feste weiht?
Ist's nicht die holde Freundin unserer Jugend,
Die oft verkannte, nie genug gepries'ne
Verschönerin des Lebens — Phantasie?

Ein Tag, der unter allen seinen Brüdern
Ein unvergeßliches Ereignis adelt,
Ein Freudendenkmal auf des Lebens Bahn
Ist ihr willkommen, und mit reicher Hand
Beut sie die Schätze der Vergangenheit
Und Zukunft dar, die Gegenwart zu schmücken.

---

[1]) Die Handschriften befinden sich im Dresdener Körner-Museum.
[2]) Es ist dies eine Charade mit der Auflösung „Hochzeitstag“.

Von einer Höhe schau' ich rings umher —
Es schwelgt mein Blick in ruhmesreichen Auen,
Die ich an Deiner Hand zuerst betrat.
Ich seh den Pfad, auf dem wir wallen, sich
Durch diese seligen Gefilde schlängeln
Und ins Unendliche zuletzt verlieren.

Dieser hochgesinnte Mann war immer ein eifriger Vertreter der Humanität und des Humanismus im Sinne seines großen Freundes Schiller. Glaubens- und Gewissensfreiheit war für ihn ein unantastbares, heiliges Gut und er bekämpfte jeden, der es wagte, sich daran zu vergreifen. In der schon genannten Schrift: „Versuche über Gegenstände der inneren Staatsverfassung" z. B. erörtert er die Wahl der Maßregeln gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit und äußert sich über dieselbe unter anderem in folgender lichtvoller und humaner Weise: „Die Wirkung eines Schriftstellers ist größtenteils von dem Grade der Aufmerksamkeit abhängig, den seine Produkte erregen. Jedes verbotene Buch aber bekommt schon dadurch, daß es im Namen des Staates für gefährlich erklärt wird, eine gewisse Wichtigkeit, die Neugierde des Publikums wird darauf gespannt sein und es entsteht eine größere Nachfrage. Auch bei der strengsten Sorgfalt der Polizei wird es Wege geben, einzelnen Personen um höhere Preise Exemplare zu verschaffen. Selbst die gewaltsamsten Gegenmittel als Hausvisitationen und Eröffnung der der Post anvertrauten Pakete würden nicht alle Kunstgriffe des erfinderischen Eigennutzes vereiteln. Und selbst bei der kleinsten möglichen Anzahl der Käufer kann die Anzahl der Leser noch immer beträchtlich sein. Durch diese Leser aber, denen ein solches Buch aus mehreren Gründen interessant sein muß, wird es ein häufiger Gegenstand gesellschaftlicher Unterredungen und erlangt auf diese Weise mittelbar oft einen ausgebreiteteren Wirkungskreis, als es bei irgend einem ungehinderten und öffentlichen Umlauf zu erwarten hätte."

Der Humanismus Christian Gottfried Körners prägt sich jedoch besonders in seiner Abhandlung über die Freimaurerei aus, die ich zum erstenmal aus der Handschriften-Abteilung der Kgl. Bibliothek zu Berlin — MS. Germ. Fol. 873 — in meinem Werke über Theodor Körner veröffentlichte[1]). Die Ideen, die er

[1]) Theodor Körner, sein Leben und seine Dichtungen von Dr. A. Kohut, Berlin 1891, Seite 279 ff.

dort ausspricht und die er auch während seines ganzen so ruhmvollen Lebens praktisch zu betätigen suchte, sind so bedeutsam daß ich nicht umhin kann, einige Ausführungen aus dieser herrlichen Abhandlung hier wiederzugeben:

„Zur Beförderung echter Religiösität bedarf es in den Versammlungen der Freimaurerei keiner gottesdienstlichen Feierlichkeit, wenn nur das Heilige geehrt und jeder Anlaß benutzt wird, um durch Beredsamkeit, Poesie und Musik die Seele über das Irdische zu erheben. Wie alle kirchlichen Parteien auf Duldung Anspruch zu machen haben, darf keine der Herrschaft sich anmaßen. Aber es ziemt der Freimaurerei, ein tiefes Gefühl für den hohen Wert des Christentums bei jeder sich darbietenden Gelegenheit auf die einfachste und ungesuchteste Art zu erkennen zu geben und solche Aeußerungen bleiben nicht ohne Wirkung. Auch kann durch vereinigte Kräfte für die Sache der Religion viel Gutes gestiftet werden, wenn es darauf ankommt, zur Beruhigung des redlichen Zweiflers gründliche historische oder philosophische Untersuchungen zu veranlassen, um gegen die Angriffe der Sophisterei rüstige Kämpfer zu erwecken. Für eine geheime Gesellschaft hat es viel Reiz, dem Mächtigen zu dienen, nur durch ihn zu herrschen. Aber wohl der Freimaurerei, wenn sie ihre Unabhängigkeit behauptet und weder von dem Regenten noch von irgend einer Fraktion sich als Werkzeug gebrauchen läßt. Nach der Vorschrift des Christentums sei sie untertan der Obrigkeit, die Gewalt über sie hat. Sie enthalte sich alles geheimen Einflusses auf die Geschäfte der Regierung und auf die Wahl der Staatsbeamten. Von den Ständen erbitte sie nichts als Toleranz, und diese suche sie auf die offenste und rechtlichste Weise dort auszuwirken. . . .

Wo aber die Freimaurerei von seiten des Staates eine freundliche Aufnahme findet, da erfülle sie auch als Gesellschaft die Pflichten eines guten Bürgers. In ihren Versammlungen herrsche ein Geist der Ordnung und Ruhe, der sich allen gewaltsamen Revolutionen widersetze, aber jede Verbesserung begünstigt, die auf einem rechtmäßigen Wege eingeleitet wird. Keine Gelegenheit werde verabsäumt, wo das Vertrauen zwischen Regenten und Volk befördert, der Eifer für gemeinnützige Unternehmungen erweckt und das Gefühl für die Ehre der Nation erhöht werden kann.

Für Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst ist alles gemein, wodurch der Mensch überhaupt veredelt wird. Die Schule muß es der Welt überlassen, das Geschäft der Erziehung zu vollenden, und der neu aufgenommene Freimaurer soll sich in eine unverdorbene, schönere und begeisternde Welt versetzt fühlen. Es fragt sich also, was eine solche Stimmung bewirkt und zu ihrer Erhaltung beiträgt?

Reden, wodurch Geist und Herz befriedigt wird, finden besonders in den deutschen Logen empfängliche und aufmerksame Zuhörer. Der Deutsche, solange er seinem Charakter treu bleibt, ist in der Regel zu ernstem Nachdenken geneigt und überläßt sich ohne Grauen jedem tieferen Gefühl, das in ihm aufgeregt wird. Aber deswegen ist es auch bei ihm von dem besten Erfolg, wenn man zugleich die Wirkung auf Sinn und Phantasie nicht vernachlässigt. . . . Mut und Hoffnung

sind Bedürfnisse des Zeitalters, um im Kampfe für die gute Sache nicht zu ermatten. Daher kehre kein Mitglied des Bundes aus einer Versammlung der Freimaurer in seine Wohnung zurück, ohne sich gestärkt und aufgerichtet zu fühlen. Es bedarf hierzu nicht immer der Kunst eines Redners. Auch der ungeschminkte Ausdruck einer warmen Teilnahme an allem, was das Wohl, die Würde und die Fortschritte der Menschheit betrifft, wirkt als Befestigung des Glaubens, daß der Sinn für das Edle und Gemeinnützige in der jetzigen Generation noch nicht ausgestorben ist.

In der deutschen Loge zeige sich besonders ein Streben, die rühmlichen Charakterzüge unserer Vorfahren: Biederkeit, Treue, Gerechtigkeit, stille Kraft, Achtung gegen die Frauen, Ernst und Würde, unverfälscht zu erhalten. Die zerstückelte deutsche Nation finde in der Freimaurerei ein Band der Vereinigung und lerne sich eines gemeinschaftlichen Vaterlandes erfreuen. Aber der Patriotismus muß nie ins Engherzige ausarten. Der Freimaurerbund ist bestimmt, Männer von Verdienst aus allen Völkern der Erde einander zu nähern und allem Nationalvorurteil entgegen zu arbeiten.

Wo religiöse, vaterländische und sittliche Gefühle geehrt und geweckt werden, da findet der herzlose, frivole Teil unserer Zeitgenossen eine Schule der Schwärmerei. Furcht vor solchen Vorurteilen und falsche Scham darf auf die Loge keinen Einfluß haben, aber sie wache über die Erhaltung des Ebenmaßes zwischen Licht und Wärme, zwischen Besonnenheit und Enthusiasmus ... Was durch die Kirche, den Staat, die vorhandenen Erziehungs- und Lehranstalten und die Bemühungen der Schriftsteller für die höheren Bedürfnisse der Menschheit geleistet wird, betrachte der Freimaurer mit froher aber ruhiger Teilnehmung. Die noch übrig bleibenden Mängel zu verbessern und die Fortschritte zu beschleunigen, überlasse er denen, die durch ihre Amtspflichten dazu verbunden sind. Aber von Zeit zu Zeit gibt es in der geistigen Welt Erscheinungen, die zur Wachsamkeit gegen zerstörende Revolutionen und Beschränkungen eines wohltätigen Strebens auffordern. In soweit diese Erscheinungen die inneren und äußeren Verhältnisse des Staates betreffen, liegen sie außer der Sphäre der Freimaurer; wo aber das Interesse der Religion, der Sitte, der Geistesveredlung, der Wissenschaft und der Kunst eintritt und die Stimme der Vernunft durch heftigen Streit der Parteien übertäubt wird, da kann ein Bund helldenkender und wohlgesinnter Männer ein mächtiges Verdienst sich erwerben.

Um die Heiligtümer der Menschheit zu bewahren und gegen Frechheit und Sophisterei zu schützen, bedarf es keiner feindseligen Schritte gegen irgend eine Person. Ein friedlicher Bund wirkt beschämend, indem er dem Schlechten das Bessere entgegenzustellen sucht. Preisaufgaben sind hier nützlich, aber noch sicherer kann oft der Zweck erreicht werden, wenn man den aufgefundenen tüchtigen Mann zu einer bestimmten Tätigkeit auffordert, die für das Bedürfnis der Zeit das dringendste zu sein scheint. Solche Männer kennen zu lernen und vorzuschlagen, würde ein Hauptgeschäft des Bundes sein, der für ein besonders ihm angepriesenes Fach zu sorgen hätte. . . .

Ohne Religion kann unser Bund nie gedeihen. Der Bund der Freimaurer ist ein eitles Bemühen, wenn nicht eine unendliche Macht und Weisheit jeden Keim des Guten pflegt und die Früchte des ausgestreuten Samens früher oder später zur Reife bringt. Nur der Glaube an Gott erfüllt uns mit Ruhe und Hoffnung und Vertrauen bei der Betrachtung des Weltalls. Die Wolken verschwinden, die oft den kurzsichtigen Blick der Gegenwart trüben, und aus der heiteren Ferne strahlt uns ein tröstendes Licht. Der trockene metaphysische Begriff eines vollkommensten Wesens befriedigt den Freimaurer nicht. Er bedarf eines Gottes, wie ihn die Bibel darstellt, im alten Testament als König, im neuen als Vater. Der kindliche Sinn des Christentums soll in unseren Versammlungen erhalten und belebt werden, aber eine Parteilichkeit für eine besondere Kirche darf hier nicht stattfinden; unser Geschäft ist nicht, die Religion vorzutragen oder zu verteidigen, aber nach dem Vorbilde Johannes des Täufers suchen wir den Weg des Herrn zu bereiten. Durch Aufhellung der Begriffe, Bestreitung der Vorurteile. Bezähmung des Egoismus und Erhebung des Gemüts über die sinnliche Welt wird die Seele empfänglicher für alles, was eine irdische Macht zur Veredlung der Menschheit veranstaltet. Indem wir Gott als unseren Vater verehren, haben wir alle Hilfsbedürftigen als unsere Brüder zu betrachten, nicht nur, so weit unsere Kräfte reichen, das Elend zu mildern, sondern auch den Fortschritt der jetzigen Generation zu einem besseren Zustande und ihre Erhebung auf eine bessere Stufe zu befördern.

Auf dem Bundesaltar liegen Winkelmaß und Zirkel. Lassen Sie uns bei dem Sinn dieser wichtigen Symbole verweilen. Die Linie, welche auf einer anderen zwei rechte Winkel bildet, hält die Mitte zwischen zwei Extremen, und eine solche Richtung unseres Strebens wird durch das Mittelmaß angedeutet. Gleich entfernt von Schwäche und Wildheit, von Dürftigkeit und Uebertreibung, von Furcht und Frechheit, von Leichtsinn und Pedanterie, soll der Freimaurer im Denken, Reden und Handeln sich beweisen. Diesen Charakter behaupte er in seinen öffentlichen und häuslichen Verhältnissen, im Umgang mit den Geschäften und in der Kunst. Zu einer vollkommenen Ausbildung bedarf der Mensch auch eines Maßes für die Sphäre seiner Tätigkeit und Empfänglichkeit und hieran soll ihn der Zirkel erinnern. Es gehört zu der Würde der menschlichen Natur, daß uns nicht ein Instinkt auf einen bestimmten Kreis des Wirkens und Genießens hinstellt; aber wir selbst sollen uns gewisse Grenzen setzen und dadurch an innerem Gehalt des Lebens gewinnen. Ein Zirkel, der sich zu weit öffnet, umfaßt nichts. So auch der Mensch, der seine Schranken vergißt und dem das nächste entgeht, während er das Unermeßliche zu ergreifen gedenkt. Nur durch den weisen Gebrauch des Winkelmaßes und des Zirkels erhält der rohe Stein seine Form und darf alsdann in den Tempel, der zu Ehren Gottes erbaut wird, seinen Platz einnehmen.

Wenn bei dem Einzelnen Zweifel über den Erfolg seiner redlichen Bemühungen entstehen, so stärke sich sein Mut durch den Gedanken, daß ihn ein feierlicher Bund mit einer bedeutenden Anzahl von Männern vereint, die sich zu tätigen Bürgern im Reiche des Lichts und der Liebe geweiht haben!“

Christian Gottfried Körner war ein Erzieher im wahrsten Sinne. In die Seele seiner Kinder Theodor und Emma pflanzte er die Keime des Edlen und Schönen, bestrebt, sie zu wahren und edeldenkenden Menschen zu machen. Die Liebe zum Vaterland, zur Freiheit, zur Menschheit und den idealen Sinn lehrte sie der Vater beständig, sie auf das Beispiel großer Geistesheroen hinweisend. Für ihn galt als die höchste Zierde der Seele die Ehre, und das Ehrgefühl in seinen Kindern zu wecken und zu schärfen war er unablässig tätig. Bezeichnend in dieser Beziehung ist die Stellung, die er dem studentischen Treiben seines Sohnes als Universitätshörer in Leipzig gegenüber einnahm. Nie kehrte er den Sittenprediger heraus, sondern appellierte stets an das Herz, den Verstand und das Ehrgefühl des Sohnes. So schreibt er ihm einmal — im Herbst 1810: — „Es graut mir nicht, wie manchem anderen, vor jenem Ausbruch des Burschenlebens und ich verkenne seine poetische Seite nicht. Aber es gibt einen platten Saus und Braus, der nur ein Befehl der Leerheit und Stumpfheit ist. Man braucht aber nicht ein Philister zu sein, um daran keinen Gefallen zu finden. Du hast Dir die Burschenwelt idealisiert, ich habe nichts dagegen; aber bleibe nur Deinem Ideale getreu, sinke nicht zu Deiner Umgebung herab, sondern ziehe sie zu Dir herauf.“ Als sich Theodor einmal an einer allgemeinen Holzerei auf offener Straße beteiligte und er, mit anderen Kommilitonen zur Untersuchung gezogen und zu achttägiger Karzerstrafe verurteilt, um ferneren Verfolgungen zu entgehen, nach Berlin flüchtete, geberdete sich Christian Gottfried Körner nicht als ein unerbittlicher Strafrichter, sondern betätigte aufs neue seine versöhnliche Gesinnung und den Adel seines Herzens. Er mahnte ihn, da inzwischen eine neue Untersuchung gegen Theodor Körner wegen Herausforderung zum Zweikampf eingeleitet worden war, nicht leidenschaftlich zu Werke zu gehen, sondern sich vor der Behörde ohne Furcht und Kriecherei, aber auch ohne allen Übermut zu betragen. „Laß Dich nicht verleiten“ — so schreibt er ihm wörtlich —, „an den Denunzianten irgend eine Rache auszuüben. Von einer so verächtlichen Menschenklasse mußt Du keine Notiz nehmen.“

Einen in Gesinnung und Denkungsart Schiller kongenialen Dichter wollte Körner aus seinem Sohn bilden und immer und immer mahnte er den emporstrebenden und sich glänzend entfaltenden jungen Poeten, die höchsten Ziele der Kunst vor

Augen zu halten und nach dem Ewigen und Göttlichen zu streben. Als Theodor Körner zum Hoftheaterdichter in Wien ernannt wurde, mit der Bestimmung, jährlich zwei große Stücke zu liefern, rät er ihm, nur ein Stück jährlich zu schreiben, das besondere geschichtliche Studien erfordert, und zu dem anderen nur einen Stoff zu wählen, den er fast allein aus sich selbst zu schöpfen hätte. Wahrhaft goldene Worte schreibt er ihm bei diesem Anlaß — Dresden, 28. Januar 1813: — „Ich traue Dir zu, daß Dein Ziel höher gesteckt ist, als auf Befriedigung der Eitelkeit durch vorübergehenden Beifall. Alles Heilige und Edle, was durch Poesie in dem Menschen erweckt und gepflegt werden kann, ist in Deine Hand gegeben. Seine höheren Zwecke darfst Du nicht ankündigen, Dir liegt zunächst ob, die Forderungen der Kunst zu befriedigen. Aber, wenn auf Deinem Wege sich eine Gelegenheit darbietet, für Wahrheit, Recht auf menschliche Würde mit Wärme zu sprechen, so wirst Du sie nicht versäumen, Du wirst nie zu der Klasse herabsinken, die durch Frechheit und Sophisterei eine Partie zu gewinnen sucht, die ihre Verworfenheit gar als Stärke des Geistes möchte gelten lassen. Was die Propheten des Alten Testaments waren, ist für das jetzige Zeitalter der Dichter. So hätte ich auch gern gewirkt, aber wohl mir, wenn Du ausführst, was ich gewollt hatte!"

Schon vorher hatte der Vater dem Sohn in einem langen Briefe über die Wahl seines Berufs die Ideen entwickelt, die ihm über die eigentliche Aufgabe des Künstlers beziehungsweise des Dichters, der Großes und Bleibendes schaffen wolle, vorschwebten. Wie ideal und erhaben sind die Gesichtspunkte, die er dort entwickelt! Man höre: „Macht zu haben über die edelsten Geister seiner Nation, ist ein herrliches Los, und ich habe zu Dir das Vertrauen, daß Du eine solche Macht nicht mißbrauchen würdest. Dein wichtigstes Geschäft sei also immer, keine Art von Ausbildung zu vernachlässigen, die zu einem vollendeten Dichter erfordert wird. Aber die Sicherstellung Deiner künftigen Existenz gegen dringende Bedürfnisse darf nicht von der Einträglichkeit Deiner poetischen Produkte abhängen. Dadurch würdest Du zum Sklaven des Publikums, zu dessen Beherrschung Du vielleicht berufen bist. Häusliches Glück darfst Du nicht entbehren, weil nach meiner Erfahrung kein anderer Vorteil für diese Entbehrung Ersatz gibt. Also ist neben der Poesie auf ein Geschäft zu denken, wodurch

ein bestimmtes Auskommen gesichert ist. Denn der Gedanke, Dir dies auf eine bequemere Art durch eine reiche Heirat zu verschaffen und Dich dafür dem Joche drückender Familienverhältnisse zu unterwerfen, ist Deiner und meiner unwert. Manche sonst achtenswerte Geschäfte sind jedoch für einen dichterischen Kopf so prosaisch, daß Du schwerlich auf die Länge dabei aushalten würdest."

Als Theodor Körner, der Dichter und Held, glühend für Vaterland und Freiheit, 1813 mit dem Lützower Korps gegen die Fremdherrschaft kämpfte, billigte sein Vater seinen patriotischen Entschluß. Wie hätte dies auch anders sein können! Hegte doch der Alte von jeher dieselben vaterländischen Ideale, die die Seele Theodors erfüllten. Gerade um jene Zeit verfaßte er die schon genannte Flugschrift: „Deutschlands Hoffnungen". Er sucht darin die Leser zu der seelenerhebenden Betrachtung zu führen, was für herrliche Blüten und Früchte aus dem innern Reichtum des Vaterlandes hervorgehen würden, sobald es die eiserne Hand Napoleons nicht mehr fühle, die jetzt die edelsten Keime zerknickte. Man lese nur die nachstehenden Ausführungen, die noch heutzutage fast nach einem Jahrhundert in vielfacher Beziehung Beachtung verdienen:

„Mit Euch, deutsche Männer und Jünglinge", heißt es dort, „für die Unabhängigkeit unseres Vaterlandes an der Seite meines Sohnes zu kämpfen, hindern mich Amt und Jahre, aber verschmäht das Wenige nicht, was ich selbst vielleicht noch für die gute Sache zu leisten vermag. Nehmt freundlich einen Versuch an, Euch Bilder der Zukunft heraufzuführen, wie sie in den schönsten Momenten mir vorschweben, da das Vertrauen, daß Gott Eure Waffen segne, am lebendigsten ist. . . . Fremde Gewalt ist dem deutschen Volke, sobald es nicht durch innere Zwietracht geschwächt wird, weniger gefährlich als fremde Sitte, die sich durch eine glänzende Außenseite empfiehlt Ein Uebermaß von Bescheidenheit verleitet uns jede Eigenheit des Ausländers, die wir an uns vermissen, in einem schöneren Lichte zu betrachten. Daher das Bestreben, unsere Söhne und Töchter nach dem Muster eines Volkes zu bilden, bei dem Frivolität, Eitelkeit und Selbstgefühl einheimisch geworden waren. Wohl uns, wenn wir bei dem jetzigen Kampfe zur Besonnenheit erwachen und es dahin kommt, daß Flachheit, Herzlosigkeit und all der Flitterstaat, mit dem eine modische Erziehung prangt, nicht mehr für höhere Ausbildung gilt! Dann wird auch wahre Achtung für Frauen — ein Charakterzug, den schon Tacitus rühmt — in Deutschland wieder an die Stelle der Galanterie treten, die unter der Maske äußerster Unterwürfigkeit immer innere Geringschätzung erwirkt. So sehr es dem Deutschen verhaßt ist, seine Gefühle zur Schau zu stellen, so werden seine geheimsten Regungen dem weiblichen Scharfblicke nicht entgehen. Geehrte Frauen ehren sich selbst und erfüllen nicht nur ihre Bestimmung als Gattinnen und

Mütter, sondern wirken auch mit milder Gewalt als Schutzgeister der Menschheit, um die Reinheit der Sitten zu bewahren, die Keime des Edlen zu pflegen und das heilige Feuer der Begeisterung zu nähren. . . .

Das deutsche Volk soll nicht auf der Stufe des glücklichen Gewerbefleißes stehen bleiben, sondern es hat eine höhere Bestimmung. Durch einen inneren Trieb, die Grenze des Sinnlichen und Irdischen zu überschreiten, hat es von jeher sich ausgezeichnet und manches ist darüber vernachlässigt worden, was den Kindern dieser Welt besser gelingt, als den Kindern des Lichts. Daher oft eine weniger glänzende Außenseite, aber desto mehr Beispiele von lebendigem Gefühl für Wahrheit und Pflicht, das unermüdete Forschen nach den verborgensten Schätzen der Erkenntnis, von Tiefe des Gemüts in den Darstellungen der Kunst und von brennendem Eifer für das Edle, Große, Heilige. Wo diese Vorzüge einheimisch sind, da eröffnen sich die herrlichsten Aussichten, sobald die Freiheit der gegenseitigen Mitteilung nicht mehr beschränkt ist. Ausartungen dieser Freiheit werden zwar nicht zu verhüten sein, aber um die Freiheit im Zaum zu halten, vermag deutsche Sitte mehr als äußerer Zwang. Auch wird die Wichtigkeit des Zeitpunktes Männer erwecken, die das Rechte auf rechte Art zu sagen wissen, ein Geschlecht, das für das Bessere empfänglicher geworden ist, wird ihre Stimme vermehren und wenn auf das Geschwätz der Falschheit, Unwissenheit, Leidenschaft und Philisterei niemand mehr achtet, so wird es früher oder später verstummen. . . .

Die Meisterwerke der Griechen entstanden, als sie gegen fremde Uebermacht die Freiheit erkämpft hatten. Spätere Eroberungskriege bewirkten keine Fortschritte, und das weltbeherrschende Rom erwarb sich in der Kunst bloß das Verdienst einer mehr oder weniger gelungenen Nachahmung. In einem Staate, dessen Streben nur auf Vergrößerung gerichtet ist, kann es zwar Talente geben, die den Mächtigen und Vornehmen die Zeit verkürzen, ihre Plätze schmücken und dafür ein reicheres Auskommen oder einen herablassenden Beifall ernten; aber die reine Flamme der Begeisterung entzündet sich nur in einem glücklichen Volke, das fremde Gewalt nicht fürchtet und nichts Fremdes begehrt. Die Kunst bedarf alsdann keiner irdischen Pflege, sondern gedeiht aus innerem Triebe auf einem fruchtbaren Boden, und was Liebe gab, wird mit Liebe empfangen."

Der Charakter und die Seelengröße Körners zeigten sich in dem Heldentum, womit er den furchtbarsten Schlag seines Lebens, den Tod seines Sohnes auf dem Schlachtfelde, der am 26. August 1813 erfolgte, aufnahm. In der Todesanzeige, die er von Großenhain aus, wohin er sich aus Dresden vor den Franzosen geflüchtet hatte, am 9. November 1813 erließ, heißt es u. a.: „Einen solchen Verlust zu erleben, findet der Vater Kraft in der Religion und in dem herzerhebenden Gedanken an den nunmehrigen Sieg der guten Sache, für die so mancher Tapfere Blut und Leben geopfert hat." Und an seinen Leipziger Freund Kunze schreibt er um jene Zeit: „Es ist mir gelungen, das Schlimmste der Mutter und Schwester nach und nach beizubringen. Es ergriff sie heftig;

aber ihr Schmerz fand dort bald die Linderung der Tränen, und ihr Körper soll hoffentlich nicht leiden . . . Ich selbst fühle mich durch die göttliche Gnade wunderbar gestärkt. Mein Schmerz ist sanft, und sein Tod hat für mich eine seelenerhebende Wirkung. Als einen Schutzgeist werde ich ihn ehren und den Rest meines Lebens alles anwenden, um seiner wert zu sein, um für die große Sache, der er sich geopfert, auch in meinem Wirkungskreis nach meinen Kräften etwas zu leisten."

Die Grundsätze wahrer Humanität und edler Hülfsbereitschaft, die Körner in Wort und Schrift betätigte, übte er auch sonst in der Praxis bei vielen Anlässen. Wie er ein aufopferungsfreudiger Freund und Gönner Schillers war, so förderte er auch jedes ehrlich strebende und ringende Talent und suchte ihm die Bahn zu ebnen, die zum Erfolge führte. Er war es z. B., der den bekannten Dirigenten und Komponisten Karl Gottlieb Reißiger — geboren 31. Januar 1798 zu Belzig bei Wittenberg und gestorben 7. November 1859 in Dresden — mit einem warmen Empfehlungsschreiben an Heinrich Marschner, den berühmten Komponisten und Kapellmeister der Dresdener Hof-Oper versah und diesen veranlaßte, Reißigers Oper „Didoné" zur Aufführung zu bringen. Der Bürgermeister Reißiger in Königstein in Sachsen, ein Sohn Karl Gottlieb Reißigers, hatte die Freundlichkeit, mir dieses bisher ungedruckte Schreiben Körners an Karl Gottlieb Reißiger, behufs Veröffentlichung, zur Verfügung zu stellen. Man wird dieses Schriftstück gewiß mit Interesse lesen:

„Ew. Wohlgeboren

wünscht Ueberbringer dieses, ein talentvoller Tonkünstler, namens Reißiger, empfohlen zu sein, und ich benutze diese Gelegenheit mein Andenken bei Ihnen zu erneuern, um so lieber, da ich diesem jungen Menschen das beste Zeugnis geben kann. Er hat seine Schule zuerst in Leipzig bei Schicht für die Kirche, nachher für das Theater in Wien und München, besonders bei Winter, gemacht und hat jetzt Hoffnung in Dresden seine Oper „Didoné", auf dem italienischen Theater aufzuführen. Seine Anspruchslosigkeit und Gefälligkeit nehmen sehr für ihn ein. Er komponiert auch kleine Gesangsstücke mit gutem Erfolg, versteht vortrefflich einen mehrstimmigen Gesang zu leiten und hat auch eine brauchbare Baßstimme. Von seiner Oper habe ich einiges mit vielem Vergnügen gehört.

Haben Sie denn gar keinen Trieb, sich einmal in Berlin umzusehen? Jetzt könnte Ihnen manches Interessante gezeigt werden. Leben Sie wohl und vergessen Sie Ihre entfernten Freunde nicht.

Berlin, 20. Januar 1824. Körner."

Auch in den Briefen, die Körner mit verschiedenen namhaften Zeitgenossen führte, spiegelt sich sein selbstloser, für wahre Menschlichkeit eintretender Charakter ab. Bezeichnend in dieser Beziehung ist namentlich seine Korrespondenz mit dem Dresdener Archäologen Karl August Böttiger — geboren 8. Juni 1760 zu Reichenbach in Sachsen und gestorben 17. November 1835 in Dresden —, Verfasser der Schriften: „Sabina, oder Morgenszenen im Putzzimmer einer reichen Römerin“ (Leipzig 1803) und „Amalthea, oder Museum der Kunstmythologie und bildenden Altertumskunde“ (Leipzig 1820—25, 3 Bände) usw. Ich habe diesen Briefwechsel in der Handschriftenabteilung der Königl. Bibliothek in Dresden entdeckt und teile daraus zur Kennzeichnung des Wesens Körners, aber zugleich auch als einen, wie ich glaube, nicht unwesentlichen Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte am Ausgang des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts hier einiges auszugsweise mit.

Zu Böttiger fühlten sich Körner und seine Familie besonders hingezogen, denn der hervorragende Archäolog war auch ein ausgezeichneter Mensch, dem nichts fremd war, was Sache der Menschheit ist. Von ihm schrieb Prof. Hasse ein schönes Wort: „Das ganze Gebiet der Zivilisation zog durch die Zaubermacht der Humanität den herrlich begabten Menschen fortwährend an, es erregte sein Mitgefühl, seine Begeisterung, seinen Tätigkeitstrieb.“ Er stand mit den namhaftesten Männern seiner Zeitgenossen in regem persönlichen und brieflichen Verkehr und Goethe, Schiller und Wieland z. B. hielten große Stücke auf ihn.

Aus Dresden, 5. Januar 1799, schreibt Körner an Böttiger, der von 1791 bis 1804 als Konsistorialrat und Direktor des Gymnasiums in Weimar lebte:

„Ew. Wohlgeboren

sind zu geneigt, eine gute Sache zu befördern, als daß ich Bedenken tragen sollte, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten, die Ihnen vielleicht einige Mühe verursachen wird. Der hiesige Stadtrat will ein Leichenhaus bauen, und eine Person, die sich besonders tätig dabey[1]) bewiesen hat, mit der ich von dem Leichenhause in Weimar sprach, wünscht umständliche Nachrichten von dieser Einrichtung zu haben. Ich erinnere mich, eine kleine Schrift darüber gesehen zu haben, wo auf dem Titel eine Abbildung von dem Hause war. Sie hätten wohl die Güte, mir die Schrift zu schicken und mir sonst etwa anzugeben, wo ich Nachrichten von dieser Anstalt fände. Mit Vergnügen würde ich Ihre Auslagen erstatten, deren Betrag ich mir zu melden bitte.

[1]) Ich gebe die Orthographie Körners in treuer Kopie wieder.

Wäre Ihre Entfernung von Dresden nicht so groß[1]), so würde ich Sie einladen, auf den 21. Junius eine Aufführung der Naumann'schen Composition von Klopstocks: „Vater Unser" mit anzuhören. Es ist eine von seinen besten Arbeiten. Die Aufführung geschieht in der Kirche zu Neustadt und die Stimmen werden ziemlich stark vertreten sein.

Empfehlen Sie mich dem Herder'schen und Wieland'schen Hause und allen, die sich unserer in Weimar erinnern.

Herder erscheint jetzt als ein wackerer Kämpfer auf dem Gebiete der Philosophie und es gehörte wirklich viel Mut dazu, es mit einer so zahlreichen Partei aufzunehmen, die manche gute Köpfe unter sich hat."

Böttiger erfüllte den Wunsch Körners bezüglich Mitteilungen über ein nach dem Weimarer Muster in Dresden zu errichtendes Leichenhaus und Körner dankte ihm in einer Zuschrift vom 28. Juni 1799, wo es u. a. heißt:

„Ew. Wohlgeboren

danke ich verbundenst für die gütige Mitteilung der gebetenen Nachrichten, Sie haben den Wunsch der hiesigen obrigkeitlichen Person, von der ich Auftrag hatte, vollkommen befriedigt. Wohl Ihnen, daß eine so nützliche Anstalt so bald und mit so gutem Erfolg zu Stande gekommen ist! Bey uns, fürchte ich, wird man lange mit mancherley Vorurteilen und Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

Um mir zu einer Reise nach Weimar Lust zu machen, bedarf es gar keiner besonderer Feste. Was ich jederzeit dort finde, ist anziehend genug. Aber diesen Sommer bin ich nicht im Stande, mich zu entfernen. Bei meiner Stelle sind keine Ferien, und ehe ich alle vorgefundenen Reste aufgearbeitet habe, kann ich füglich keinen Urlaub nehmen.

Iffland[2]) ist hier durchgereist, ohne daß ich ihn gesehen habe. Er hat sich nur zwei Tage aufgehalten und wir hofften vergebens ein paar Vorstellungen von ihm zu sehen. Freylich konnte man ihm nicht zumuten, mit der Gesellschaft auf dem Linkeschen Bade zu spielen und eine andere haben wir jetzt nicht hier.

Das Klopstock-Naumannsche „Vater Unser" ist sehr gut aufgeführt worden und hat eine treffliche Wirkung gemacht. Dabei sind nach Abzug der Kosten von der Einnahme über 1000 Thaler für Wasserbeschädigte und andere Arme übrig geblieben. Vielleicht wird es im August nochmal gegeben."

Auch von Berlin aus setzte Körner seine Korrespondenz mit Böttiger fort. Gleich nach seiner Übersiedlung nach der preußischen Hauptstadt teilt er ihm in einem Briefe vom 30. Mai 1815 mit, daß er alle Ursache habe, mit seinem Aufenthalt zufrieden zu sein. Er werde sogar von manchem beneidet, der jetzt nach Torgau oder Merseburg genötigt sei: „Es fehlt in dem

---

[1]) Daß die Verbindung zu jener Zeit zwischen Dresden und Weimar eine sehr mühselige und zeitraubende war, versteht sich von selbst.

[2]) Der große Schauspieler und damals Leiter des Berliner Nationaltheaters.

Preußischen Staate gewiß nicht an Männern, die für Wissenschaft, Kunst und andere würdige Zwecke gerne etwas Vorzügliches leisten möchten. Nur werden manche Vorkehrungen jetzt durch die Ausgaben des Krieges gehemmt." Er, Böttiger, habe jetzt bei den politischen Veränderungen in Dresden kaum etwas zu besorgen, wohl aber die sächsischen Minister. „Etwas bange ist mir für Herrn Minister Nostitz, der durch einige Höflichkeiten gegen die Preußen seine ketzerische Denkart vielleicht zu deutlich ausgesprochen hat." Überaus wohl tut ihm die Sympathie, die Böttiger für Theodor Körner empfand. Als der gramgebeugte Vater erfährt, daß auf Anregung Böttigers in Dresden ein „Theodor Körner-Verein" ins Leben gerufen sei, schreibt er ihm — Berlin, 9. Juli 1815 — die folgenden schönen Worte:

„Ew. Wohlgeboren

muß ich ersuchen, meine und der Meinigen innige Dankbarkeit zu dem edlen Verein zu versichern, der das Andenken meiner Kinder auf eine so geistvolle und rührende Art geehrt hat. Fast fühle ich mich durch eine so auszeichnende Teilnahme zu einer Zeit beschämt, wo so mancher als Opfer gefallene Mann oder Jüngling nach einer rühmlich vollbrachten Laufbahn von den Seinen im Stillen betrauert wird. Indessen hat es allerdings etwas besonders Ergreifendes, wenn der Tod zwei lebende Geschwister vereinigt, und ich kann dem Publikum die Erscheinung nicht mißgönnen, daß zu einer Zeit, wo so Viele durch einen Kummer gedrückt sind, es noch Gemüter gibt, die über fremdes Leid auf eine so schöne Art das Mitgefühl aussprechen."

Auf die Nachricht Böttigers, daß er im Sommer 1821 nach Berlin zu Besuch kommen wolle, schreibt ihm Körner, daß er es bedauern müsse, daß der Freund gerade jene Zeit zu seiner Fahrt gewählt habe, weil er mit seiner Gattin nach Löbichau zum Besuch der Herzogin Dorothea von Kurland sich begeben müsse. Dann heißt es in dem vom 6. Juni 1821 datierten Briefe u. a.: „Berlin werden Sie seit 96 sehr verändert finden und an dem neuen Schauspielhause Ihre Freude haben. Schade, daß die hiesigen Kunstsachen, die sich bedeutend vermehrt haben, noch nicht in dem neuen Akademiehaus aufgestellt sind, wie der Plan ist. Schinkel macht sich sehr um Berlin verdient, und es ist zu bedauern, daß Finanzrücksichten den Staat nötigen, einen solchen Architekten nicht so, wie es zu wünschen wäre, zu benützen. Rauch und Tieck haben viel geleistet, und unter den Malern zeichnet sich jetzt außer Wach und Schadow ein junger Begasse aus Cölln aus, von dem Sie ein tüchtiges Altarblatt in der Domkirche sehen werden. Die Aufführung der Oper unseres

Webers[1]) verschiebt sich, wegen Dekoration und Maschinerie, die noch nicht fertig sind, aber während Ihres Hierseins ist sie zu erwarten. Zu dem Vergnügen des mir sehr werten Webers kann ich leider wenig beitragen. Die Zeit, da ich in Dresden eine Art von Haus machte, ist vorbey. Wir leben hier sehr zurückgezogen, und Weber, der hier sehr geschätzt wird, muß sich in anderen Häusern sehr viel besser befinden."

Schließlich mag noch eines Briefes Erwähnung getan werden, den Körner an Böttiger am 29. Dezember 1821 aus Berlin richtete, als dieser ihm eine Nummer der Dresdener Abendzeitung (Jahrgang 1821, Nr. 334) zusandte, worin ein Körner bisher unbekannter Brief Schillers abgedruckt war. In diesem Dankesschreiben heißt es unter anderem sehr zutreffend:

„Es gehört meines Erachtens zu den Leiden der Celebrität, daß von berühmten Verstorbenen auch noch Briefe gedruckt werden. Ich hätte mich nicht entschließen können, in die Schillerschen Werke diesen aufzunehmen. Auch die Briefe an Dalberg aus Schillers frühesten Zeiten hätten nicht bekannt werden sollen. Von der Witwe habe ich keine Briefe mitgeteilt erhalten, wohl aber von Humboldt, der aber einen Teil derselben eingebüßt hat. Auch in Taschenbüchern habe ich interessante Briefe gefunden, u. a. einen von Maria Stuart, der in Ihren Händen gewesen war. Ich machte damals Herrn Cotta darauf aufmerksam und forderte ihn auf, mit Ihnen in Verhandlungen zu treten, da ich es für indiskret hielt, Ihnen zuzumuten, mir aus bloßer Gefälligkeit diese Briefe mitzuteilen. Herr Cotta hat nicht darauf geachtet, auch ist ein anderer Versuch vergeblich gewesen, durch die verwitwete Gräfin Münster in Kopenhagen die Briefe zu erhalten, die Schiller, wie ich vermutete, über seine Briefe an den Herzog von Holstein und den Grafen Schimmelmann geschrieben hatte. Es bleiben mir also nur die Briefe an Herrn von Humboldt[2]) und an mich zu benutzen übrig. Den Biographen Döring[3]) kenne ich nicht und wünsche nur, daß er nicht darauf ausgehe, das Publikum mit falschen oder halbwahren Anekdoten zu unterhalten. Aus mehreren Nachrichten habe ich absichtlich nur solche gewählt, die von Schiller ein Bild liefern könnten, bei dem seine Freunde gern verweilen.

Tiecks Auslassung über die Aufführung des Prinzen von Homburg habe ich mit Interesse gelesen. Es scheint ihm in Dresden zu gefallen,

---

[1]) Es handelt sich um die erwähnte Oper Webers: „Der Freischütz", die bekanntlich am 18. Juni 1821 zum ersten Mal in der Berliner Königlichen Oper aufgeführt wurde.

[2]) Dieselben sind bekanntlich später erschienen und gedruckt worden. Sie befinden sich u. a. auch in der von Fritz Jonas besorgten Gesamtausgabe des Schillerschen Briefwechsels in sieben Bänden.

[3]) Döring veröffentlichte verschiedenes Biographische, zumeist Anekdotisches über Schiller, und in seinen Arbeiten pflegt er mit großer Vorliebe Wahrheit mit Dichtung zu vermengen.

und er wird hier nur ungern entbehrt. Man hofft von ihm die Shakespeareschen Werke übersetzt zu erhalten, die Schlegel zurückgelassen hat. Vossens Uebersetzung scheint kein Glück zu machen, wie ich erwartete."

Körner, der nie aus seiner deutschen Gesinnung ein Hehl machte und stets die große nationale Sache im Auge hatte, hatte sich längst einen Wirkungskreis, wo er seine politischen Ideale zu verwirklichen hoffte, geschaffen. Als solcher erschien ihm Preußen, das den Kampf gegen den Erbfeind aufgenommen und durchgeführt hatte. Willig war er daher im März 1815 einem Rufe Hardenbergs, der ebenso wie Körner tätiger Maurer war, gefolgt, in den preußischen Staatsdienst zu treten. Er wurde zum Mitglied des preußischen Staatsrates und später zum Geheimen Ober-Regierungs-Rat ernannt, als welcher er am 13. Mai 1831 in Berlin starb, als hochverdienter Patriot und Staatsbeamter von aller Welt geliebt und verehrt und als Förderer der Kunst und Wissenschaft, speziell der Musik, in den weitesten Kreisen einen großen Einfluß ausübend.

Als der der Familie Körner befreundete Hofrat Parthey den Staatsrat 1815 zum ersten Male in Berlin erblickte, wurde er aufs tiefste ergriffen; er schreibt darüber in seinen Jugenderinnerungen[1]: „Es gab ein trauriges Wiedersehen. Das männlich schöne Gesicht des alten Staatsrates war tief gefurcht und glich einer im Schmerze erstarrten tragischen Maske. Die Staatsrätin schien um 20 Jahre gealtert. Wir sahen sie Beide seitdem nie anders als in schwarzen Kleidern .... In der Körnerschen Wohnung befand sich ein abgelegenes Zimmer, zu dem nur die Familie Zutritt hatte. Hier lag der Nachlaß von Theodor und Emma — diese war zwei Jahre nach dem Tode ihres Bruders gleichfalls gestorben —, Andenken und Reliquien, von denen die Angehörigen sich nicht trennen konnten. Alljährlich an den Geburtstagen der verlorenen Lieben sättigten sie durch die Erinnerung ihren Schmerz."

Als Staatsbeamter entwickelte Körner in Berlin eine sehr heilsame Tätigkeit. Hauptsächlich galt seine Fürsorge den Schullehrern, die in Dürftigkeit schmachteten. Die ganze Liebe und Verehrung, die ihm entgegengebracht wurde, zeigte sich anläßlich seines 50jährigen Doktorjubiläums. Der damalige Kultusminister Wilhelm v. Humboldt feierte in einer tiefgefühlten, geistvollen

---

[1]) Band II, Seite 55.

Rede seine Verdienste um das Vaterland, um Kunst und Literatur. Ergreifend war die Antwort des Jubeldoktors. Er dankte als Theodor Körners Vater in seiner schlichten Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, jedes andere Verdienst von sich weisend.

Das Ableben des Freundes Schillers erregte in ganz Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus die lebhafteste Teilnahme. Treffend zeichnete seine Bedeutung Wilhelm v. Humboldt in einem Kondolenzschreiben, das er an die Witwe Körners richtete. Dort heißt es u. a.: „Der Dahingeschiedene hat ein in jeder Art schönes und edles Leben abgeschlossen; es war auch ein sehr glückliches, am meisten durch das Zusammenleben mit Ihnen, das Sie ungestört und ununterbrochen genossen, durch den Ruhm Ihres Sohnes, der der Bitterkeit um ihn etwas Höheres beimischte; dann aber auch durch seine Freundschaft mit Schiller, durch seinen tätigen und lebhaften Anteil an dem Geistesgroßen und -schönen, das seine Zeit hervorbrachte. So wird sein Andenken fortleben.“ Und der evangelische Bischof Neander sprach das schöne Wort: „Sein Glauben war zum Leben, zum Leben der Liebe geworden und hatte in ihm den frommen und unermüdlichen Eifer entzündet, wodurch er sich als den wärmsten Teilnehmer an jeder gemeinnützigen Anstalt, an jedem Fortschritte der Bildung, als den willigsten Fürsprecher der Armen und Bedrängten, als den sorgsamsten Pfleger edler Anlagen und Kräfte bewährte .... Die christliche Fassung, die Du unter allen Widerwärtigkeiten behauptetest, mit der Du Deine herbsten Verluste, den Tod Deiner Lieben, ertrugst, der edlen Tochter, die Dein Ebenbild war, und des hochherzigen Sohnes, von dessen Begeisterung die Geschichte reden wird, solange sie der Kämpfe um das Heilige gedenkt, diese christliche Fassung soll uns ein Vorbild sein zum gelassenen Erdulden des Schmerzes, den uns Deine Trennung gebracht hat.“

Louise von Coligny und die Häuser Oranien und Hohenzollern.

Von

Ludwig Keller.[1])

Unter den schweren Heimsuchungen, die Frankreichs großer Admiral, Gaspard Graf von Coligny, sein Leben hindurch zu erdulden gehabt hat, war das Familienglück, das ihm beschieden war, für ihn die beste Quelle des Trostes und der Stärkung, und unter der Schar der blühenden Söhne und Töchter, die ihn umgaben, stand die am 28. September 1555 geborene Louise seinem Herzen besonders nah. Er sprach mit Vorliebe gerade von diesem Kinde; er lobte gern ihren scharfen Verstand und ihre Selbstlosigkeit, ihren sicheren Takt und ihre Herzensgüte. Es war, als ob er fühle, daß gerade diese Tochter die besseren Seiten seines Wesens widerspiegele, und als ob er ahne, daß gerade durch sie sein eignes Lebenswerk, dem die Bartholomäusnacht ein zu frühes Ziel setzte, seine Weiterführung finden werde.

Die gleichzeitigen Chronisten, die in ihre Annalen nur das im gröbsten Ausmaß Sinnenfällige, nur die Haupt- und Staatsaktionen einzutragen gewohnt waren, sind dem stillen Wirken der ungewöhnlichen Frau nicht gerecht geworden. Erst als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Louisens Briefwechsel an das Licht kam[2]), erkannte man, welch große geschichtliche Bedeutung die Tochter Colignys für ihre wie für die folgenden Zeiten gewonnen hat. Jetzt erst ließ sich übersehen, wieviel diese Frau für die drei großen Männer gewesen ist, die auf politischem Gebiete die Bahnbrecher eines neuen Zeitalters und die Vorkämpfer des modernen Toleranzstaates geworden sind: für ihren Gemahl, Wilhelm von Oranien, den Befreier der Niederlande, für ihren Sohn, Friedrich Heinrich von Oranien, der das Werk des Vaters vollendete und die befreiten Niederlande zur Vormacht der protestantischen Welt erhob, sowie endlich und nicht am wenigsten für ihren Altersgenossen und Jugendgespielen,

[1]) Der größere Teil dieses Aufsatzes ist im November 1904 in der „Deutschen Monatsschrift" (Berlin, Duncker) erschienen; wir bringen ihn hier in erweiterter Form zum Abdruck.

[2]) Correspondence de Louise de Coligny Princesse d'Orange (1555—1620). Rec. par Paul Marchegay, publ. par Léon Marlet. Paris 1887.

den nachmaligen König Heinrich IV. von Frankreich, in dessen Nähe sie nach seiner Thronbesteigung viele Jahre lang gelebt hat.

Mit vollem Recht hat sich nicht bloß in den Niederlanden, wo die großen Überlieferungen der Oranier nachwirken, sondern namentlich auch in Frankreich, Louisens Heimatlande, eine rege, seit dem vorigen Jahrhundert stets wachsende Teilnahme für die Tochter des großen Admirals kundgegeben, und in größeren Werken bekannter Forscher — ich erinnere hier nur an das zweibändige Werk des Grafen Delaborde, das zu Paris im Jahre 1890 erschienen ist — wie in längeren Aufsätzen angesehener Revuen[1]) und in öffentlichen Vorträgen, die später im Druck erschienen sind, spiegelt sich das Interesse wieder, das für die seltene Frau von neuem erwacht ist.

Um so auffallender ist es, daß in den beiden großen Ländern, deren noch heute blühende Dynastien durch Bande des Bluts mit Louise von Coligny verknüpft sind, in Preußen-Deutschland wie in England die auch hier vorhandene Anteilnahme einen literarischen Niederschlag bisher kaum gefunden hat. Es wird nicht gelingen, dieses Versäumnis sobald nachzuholen, aber immerhin scheint der Versuch angezeigt, durch eine Skizze, wie wir sie an der Hand der Quellen hier zu geben beabsichtigen, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf eine Frau zu lenken, deren Schicksale und deren Charakter Mitgefühl und Bewunderung zu erwecken in hohem Grade geeignet sind.

Graf Coligny gehörte einem der ältesten und bedeutendsten Geschlechter Frankreichs an. Geboren im Jahre 1519, war Gaspard von Haus aus wie seine Vorfahren in erster Linie Soldat und Diplomat, aber ähnlich wie bei dem übrigen Adel des südlichen und mittleren Frankreichs, der an den gewaltigen Albigenser- und Waldenserkriegen stark beteiligt gewesen war, tritt in der Familie Coligny ein lebhaftes religiöses Interesse schon frühzeitig zutage. Von Gaspards Mutter wird erzählt, daß sie der „Religion“, wie man damals sagte, schon in einer Zeit zugetan war, wo man den protestantischen Glauben in jenen

[1]) Revue des Deux Mondes. Tome Quatorzième, Paris 1876, p. 374 ff. (Louise de Coligny par M. A. Langel).

Gegenden Frankreichs nur in der Form kannte, wie die Waldenser und die sog. Humanisten ihn vertraten. Eben die religiös angeregte Mutter hatte ihren Kindern in dem Humanisten Berauld einen Lehrer gegeben, der ein Schüler und Freund des Erasmus war. Gaspards Bruder Odet, ehedem Kardinal und Erzbischof von Toulouse, galt als der „Ketzerei“ verdächtig und ein anderer Bruder, Andelot, hatte während der Jahre 1551 bis 1556, wo er in Mailand gefangen lag, sich der Reformation zugewandt.

Auch in Gaspard sind religiöse Neigungen verwandter Art bereits frühzeitig nachweisbar. Th. Beza wußte dies schon im Frühjahr 1557; als es sich darum handelte, beim König von Frankreich eine Fürbitte für die verfolgten Waldenser zu erwirken, nannte Beza als deren Freunde den Admiral, den Herrn von Andelot mit seiner Frau, die Schwester des Königs, Margaretha und Anton von Navarra nebst Gattin[1]), und es ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Waldenser Beziehungen zu Coligny gesucht haben. Gaspard soll, schon ehe er offen zur „Religion“ übertrat, an den Kulthandlungen stiller Kultgesellschaften, welche die Kirche als Geheimbund verfolgte, teilgenommen haben; im Jahre 1559 führte er in seinem Quartier zu Dieppe öffentlich den reformierten Gottesdienst ein, äußerlich sich anlehnend an die Formen, wie sie von Genf aus sich eben in ganz Frankreich verbreiteten.

Gaspard hatte das Glück gehabt, in Charlotte von Laval eine ihm geistig ebenbürtige Frau zu finden, eine Frau, die seine Gedanken in den religiösen Fragen teilte und die mit ihm in allen Punkten in innigster Gemeinschaft stand. Aus dieser glücklichen Ehe waren seit dem Jahr 1547 acht Kinder entsprossen, darunter die zu Chatillon sur Loing, dem alten Stammschloß der Familie im Jahre 1555 geborene Louise.

Coligny hielt es nach dem Tode seiner ersten Gemahlin für das Wohl seines Hauses und seiner zum Teil noch minderjährigen Kinder für notwendig, sie im Falle seines Ablebens nicht als Waisen zurückzulassen, und er beschloß, sich von neuem zu verheiraten. Er mußte sich freilich sagen, daß die Erwägungen, die er über seine ständig bedrohte Lage anstellte, auch von umsichtigen Frauen geteilt wurden, und die Wahl war in dieser Lage keine leichte.

Voll Begeisterung für den edlen Mann und den großen Führer hatte in Rochelle damals eine Frau des Admirals Umgebung und

---

[1]) Erich Marcks, Gaspard von Coligny. Stuttgart 1892, I, 97.

Umgang gesucht, die entschlossen war, wenn sie Gelegenheit finde, alles für ihn zu wagen: Jacqueline d'Entremonts, „eine Perle unter den Frauen dieser Welt“, wie Theodor Beza in einem Briefe an Ludwig von Nassau im Jahre 1574 sie nennt. Coligny bot ihr seine Hand, und sie nahm sie an, obwohl der Suzerän Jacquelines, der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen, ihr die Ehe untersagte, ihr die Reise verbot und ihre Güter mit Beschlag belegte.

Im Laufe der Religionskriege trat dem Admiral die Lebensgefahr, in der er sich befand, immer klarer vor die Augen, und besonders seit der Schlacht von Jarnac im Jahre 1569, als er den Tod Condés erfahren hatte, mußte er umsomehr mit Anschlägen gegen die eigene Person rechnen, als er jetzt selbst die Führung der Hugenotten hatte übernehmen müssen. Er entschloß sich in diesen Monaten, sein Testament zu machen, und sprach darin den Wunsch aus, daß seine Tochter Louise sich bald entschließen möge, einem Manne die Hand zu reichen. Er riet ihr, in dieser Sache nicht auf Stand oder Reichtum des Bewerbers, sondern auf dessen Wert und auf ein ihr warm entgegenschlagendes Herz zu sehen; er glaube, ihr sagen zu können, daß beides auf den jungen Charles de Téligny, den Freund des Hauses, den schon ihre verstorbene Mutter geschätzt habe, zutreffe, einen Kavalier aus bester Familie, der den Häusern Montmorency, Condé, La Rochefoucauld und Chatillon verwandt und verschwägert war. Colignys Wunsch ging zwei Jahre später in Erfüllung; Téligny fand seine Neigung erwidert und am 26. Mai 1571 fand die Vermählung statt; die Königin Witwe, Jeanne d'Albret, der junge König von Navarra, Heinrich, viele Mitglieder der höchsten Aristokratie und Prinz Ludwig von Nassau verliehen durch ihre Teilnahme dem Feste erhöhten Glanz. Prinz Ludwig vertrat das Haus Nassau-Oranien, insbesondere seinen Bruder Wilhelm I., den Befreier der Niederlande.

Es war keine neue Beziehung, die durch das Erscheinen eines Oraniers bei der Colignyschen Hochzeit ihre öffentliche Bestätigung erhielt. Wir wissen nicht, wann und durch wen die intime Freundschaft der Colignys und der Oranier geknüpft worden ist, obwohl die außerordentliche geschichtliche Bedeutung, die dies Bündnis später gewonnen hat, weitere Nachforschungen rechtfertigen würde. Sicher ist nur, daß die südfranzösischen „heimlichen Gemeinden“ mit den gleichartigen Kultgenossenschaften

Flanderns und der Niederlande stille, aber wirksame Verbindungen besaßen, und daß Wilhelm I. diesen Kultgenossenschaften von jeher innerlich näher gestanden hat als den strengen Calvinisten[1]).

Kaum war der Glanz der Festtage verrauscht, da begannen vom Pariser Hof aus die Versuche, das Vertrauen des jungen Téligny zu gewinnen, der sich, wie man wußte, der besonderen persönlichen Zuneigung Colignys erfreute.

Der Friede mit den Hugenotten war auf Betreiben Katharinas von Medici nach blutigen Kämpfen wiederhergestellt, aber die Führer der bedrohten Protestanten hielten sich, durch traurige Erfahrungen gewarnt, vom Hofe fern. König Karl IX. gab sich große Mühe, das verloren gegangene Vertrauen wiederzugewinnen, und er bot, um sein Entgegenkommen zu beweisen, dem tapfern Téligny den Oberbefehl über eine große französische Armee an, die gegen Spanien ins Feld ziehen sollte. Um die versöhnlicheren Stimmungen zu verstärken, entschloß sich König Karl IX., wenige Monate nach Louisens Hochzeit, den großen Hugenottenführer selbst aufzusuchen, und Coligny erwiderte den Besuch im September 1571 zu Blois, wo ihn der König wie Katharina von Medici auf das herzlichste empfingen. Ein Zeitalter des Friedens schien heraufzuziehen.

Eben in dieser Stimmung tauchte nun der Plan auf, die Versöhnung der Parteien, die man beabsichtigte oder vorgab, durch die Vermählung Heinrichs, des Sohnes der Jeanne d'Albret mit Margaretha von Valois, der schönen Schwester König Karls IX. und Tochter Katharinas von Medici zu besiegeln, und am 11. April 1572 wurden nach Verständigung mit Jeanne d'Albret die Heiratspakten unterzeichnet. Trotz ernster Warnungen und dunkler Vorgänge, die ihre Schatten auf die kommenden Festtage warfen — Jeanne d'Albret starb im Juni 1572 nach fünftägigem Krankenlager bei unaufgeklärter Todesursache — empfing Téligny mit Freude die Einladung nach Paris: er war stolz darauf, seine junge Frau bei Hofe vorstellen zu dürfen, und er war überzeugt, daß das frohe Ereignis von glücklichsten Wirkungen auch für Coligny begleitet sein werde.

Am 9. Juli hielt Heinrich von Navarra seinen feierlichen Einzug in Paris, von den heißesten Segenswünschen aller seiner Freunde, nicht am wenigsten auch denen Louises von Coligny

[1]) Näheres im Hohenzollern-Jahrbuch, Jahrg. 1906, in dem Aufsatze Kellers „Die Hohenzollern und die Oranier" u. s. w.

begleitet. Die Ereignisse der ersten Wochen schienen Téligny recht zu geben; Karl IX. überhäufte gerade ihn mit Beweisen seiner Gnade und Coligny selbst erfuhr die gleiche Herzlichkeit; als letzterer dem König seine Aufwartung machte, umarmte ihn dieser, schüttelte ihm die Hände und sagte: Nous vous tenons maintenant, Admiral! vous ne nous échapperez pas quand vous voudrez! Als diese Worte gesprochen wurden, hatte Maurevel, der sich selbst gern rühmend „le tueur du Roi" nannte, den Befehl, Coligny zu ermorden; der Versuch ward auch, wie man weiß, gemacht, aber die Kugel war schlecht gezielt und das Geschoß, das den am 22. August gegen 11 Uhr vormittags auf dem Heimritt vom Louvre die Straße Bethizy passierenden Coligny traf, durchbohrte ihm nur Arm und Hand.

Die Sache machte ungeheures Aufsehen. Die Freunde, die den Verrat bereits in allen Gestalten kennen gelernt hatten, rieten zum schleunigen Abzug von Paris. Da legte sich Karl IX. selbst ins Mittel: er erschien am folgenden Tag am Krankenlager Colignys — Katharina von Medici begleitete ihn — ließ alle Anwesenden außer Téligny und Louise entfernen, und nun gelang es dem König und Katharina, die sich höchst empört über das Attentat zeigten und dem Admiral eine Leibwache versprachen, Téligny ganz auf ihre Seite zu bringen; als nach des Königs Weggang Heinrich von Navarra, Condé und andere wiederholt auf sofortige Entfernung drängten, erklärte Colignys Schwiegersohn in heftiger Erregung, er lehne es ab, das königliche Wort in Zweifel zu ziehen; er sandte die Glaubensgenossen von Adel, die sich erboten, vor Colignys Gemächern Wache zu halten, nachhause und übertrug den Schutz des Admirals der Wache, die der König zur Verfügung gestellt hatte.

Nach Mitternacht erwacht Téligny infolge von Waffenlärm in den Nebengemächern; er eilt zu Coligny, findet die Türen verschlossen, hört aber den lauten Ruf „Je suis venge!" alsbald wird er des Leichnams ansichtig und erkennt mehrere das Schlafzimmer verlassende Männer. Flüchtend wird Téligny von den Garden des Königs, die unter dem Befehl des Bruders Karls IX. in die Verfolgung eingriffen, selbst erschossen.

Louise hatte in einem der Nebengemächer Ruhe gesucht; in ihre Nähe und vor ihren Ohren, wenn nicht sogar vor ihren Augen vollzog sich das Entsetzliche. Sie selbst hat nie etwas weder über die Schreckensnacht, noch über ihre erste Zuflucht

verlauten lassen; wir können es höchstens wahrscheinlich machen, daß ihr Vetter, der Herzog Franz von Montmorency, der, obwohl Katholik, den Leichnam Colignys auf sein Schloß bringen ließ, auch Louise eine erste Zufluchtstätte geboten hat. Eilig flüchtete Louise durch Frankreich, wo die blutige Jagd viele Wochen lang fortdauerte, nicht ohne unterwegs ernsten Gefahren zu begegnen.

St. Germain, Meaux, Troyes, Orléans, La Charité, Bourges, Nevers, Lyon, Toulouse, Bordeaux erlebten damals ihre Bartholomäusnacht.

Inzwischen hatte die Witwe des ermordeten Admirals, die infolge vorgeschrittener Schwangerschaft in Chatillon zurückgeblieben war, von Paris aus die drohende Anweisung erhalten, in den Schoß der wahren Kirche zurückzukehren; im Falle der Weigerung, hieß es, habe sie Frankreich sofort zu verlassen. Die mutige Frau wählte das letztere; sie ging in die Verbannung und nun trafen sich im Spätjahr 1572 die beiden flüchtenden Witwen, Mutter und Tochter, auf dem neutralen Boden der Schweiz, die schon so vielen Flüchtigen ein Asyl geboten hatte. Alle Schritte, welche die französische Regierung in der Schweiz tat, um die Auslieferung zu bewirken, blieben erfolglos.

Von der Schweiz aus richtete Jacqueline d'Entremonts ein Gesuch an den Herzog von Savoyen, um für sich die Erlaubnis zur Rückkehr auf ihr Schloß St. André de Briord zu erwirken. Emanuel Philibert verweigerte anfangs die Erlaubnis, dann aber erteilte er sie, und die Witwe des Admirals betrat das Land ihrer Väter, seine Felsentäler, die seit Jahrhunderten den Glaubensflüchtlingen als letzte Zuflucht gedient hatten, und wo manche Reste noch damals unter dem Namen der Waldenser ein dürftiges Dasein fristeten. Kaum aber hatte sie den Boden der Heimat betreten, da ließ der Herzog die in seiner Gewalt befindliche Witwe verhaften und in ein einsames Burgverließ bei Nizza sperren.

Die Verhaftung der Gräfin Coligny erregte im Zusammenhang mit den erschwerenden Begleitumständen — ihre und Colignys Tochter, die am 21. Dezember 1572 geborene Beatrice ward ihr genommen und in einem Kloster katholisch erzogen — in allen protestantischen Ländern Entrüstung, zumal als bekannt wurde, daß man sie wegen Hexerei und Zauberei unter Anklage gestellt hatte. Aber die Fürbitten, welche sowohl von dem Pfalzgrafen bei Rhein wie von anderen Fürsten eingelegt wurden, verhallten

ungehört, und langsam hinsiechend ist die unglückliche Frau im Jahre 1599 im Kerker gestorben.

Louise wohnte inzwischen in Genf und Bern, wo sie mit ihren den Nachstellungen entronnenen Brüdern, Franz (geb. 1557) und Odet (geb. 1560) zusammentraf, während der jüngste Bruder Karl (geb. 1564) verhaftet und in ein Kloster eingesperrt und katholisch erzogen ward. Im Frühjahr 1573 siedelten die Geschwister nach Basel über, um dort dauernd Wohnung zu nehmen.

In Frankreich zeitigte der ausgestreute Same des Hasses immer schlimmere Früchte. Karl IX, der sich persönlich an der blutigen Jagd der verhängnisvollen Augustnacht beteiligt hatte, erließ den Befehl, daß der Leichnam Colignys an den Galgen gehängt werde; die Güter der Familie wurden ebenso wie die seiner Witwe mit Beschlag belegt. Die Folge war, daß die im Reichtum des väterlichen Hauses erzogene Louise in Armut und Entbehrung zu Basel ihr zerschelltes Lebensglück betrauerte.

Der Tod aller derer, die sie geliebt, kam ihr in ihrer Einsamkeit doppelt schwer zum Bewußtsein.

Man darf ruhig sagen, daß unter solcher Schicksale Hast Tausende von Frauen ihres jugendlichen Alters — Louise war, als sie in Basel lebte, noch nicht zwanzig Jahre alt — seelisch und körperlich zusammengebrochen wären, und tatsächlich wandten sich ihr in Befürchtung dieses Ausgangs die Augen der Glaubensgenossen in ganz Europa voller Mitleid zu. Aber das Mitleid verwandelte sich in Bewunderung, als man die Seelenstärke sah, mit der die junge Dulderin den Dingen wie den Menschen gegenübertrat. Schon jetzt zeigte sie sich als die Frau, die wir später in ihr kennen lernen werden, als ein Gemüt von großer Selbstbeherrschung und Hingabe, aber auch von großen und starken Leidenschaften, und der männliche Zug, der in ihrem Wesen lag, trat in die Erscheinung.

Jetzt wie später enttäuschte die Tochter Colignys ihre Feinde wie ihre Freunde: jung und wenig welterfahren hatte sie bis dahin an der Seite eines jugendlichen Gatten gestanden. Auf sich selbst gestellt und durch eine schwere Schule gegangen, erkannte und fühlte sie, indem sie sich in Gottes Willen ergab, ungekannte Kräfte in ihrer Seele wachsen. Alles, was denen, die an äußeren Gütern haften, unentbehrlich schien, ward für sie zum wesenlosen Scheine. In einer Umgebung, die vom Hasse triefte, ist, soweit ihre Briefe Zeugnis geben, nie ein Wort des Hasses über ihre

Lippen gekommen. Der Glaube und die Hoffnung, die sie, die schwer geprüfte, nie verließen, prägt sich rührend in dem Wahlspruch aus, den sie sich gewählt hatte, in dem Spruche „Dein Reich komme".

Das einzige, wofür sie lebte, war und blieb hinfort ihre große Sache, die Sache — la chause, wie sie zu sagen pflegte — für die ihr Vater und so viele ihrer Freunde und Verwandten in den Tod gegangen waren.

Louise war mit nichten geneigt, sich vor der Ungerechtigkeit der Menschen in Schwäche zu beugen, und gleich die erste Gelegenheit, die sich ihr bot, ihr gutes Recht zu wahren, ergreift sie ohne Menschenfurcht und ohne Schwanken.

Am 30. Mai 1574 starb König Karl IX. und sein Bruder Heinrich, damals König von Polen, folgte in Frankreich als Heinrich III. Das Edikt von Beaulieu vom Mai 1576 machte den Verbannten die Rückkehr nach Frankreich möglich und Louise ließ sich im Jahre 1577 in Lierville, einer kleinen Besitzung ihres verstorbenen Gatten, nieder. Ihr Verhalten ließ alsbald die Gründe erkennen, die sie zu diesem für sie nach allen in Frankreich erlebten Schicksalsschlägen sehr schweren Schritte bestimmt hatten.

Die Zurücknahme des königlichen Edikts vom 27. Oktober 1572, durch welches die Leiche Colignys geschändet, sein Andenken beschimpft und sein Vermögen konfisziert worden war, war zwar in dem Edikt von Beaulieu verheißen worden, aber die Ausführung der Zusage erlitt unbegreifliche Verzögerungen. Da entschloß sich Louise zu einer Tat, die hohe Bewunderung verdient: sie reiste an den Hof, dessen Sittenlosigkeit damals das allgemeine Tagesgespräch bildete, an den Hof, wo noch immer die Männer in Ansehen standen, deren Hände mit Blut und unrechtem Gute besudelt waren, und wo für Colignys Tochter wohl der ungeeignetste Ort in der Welt war. Man kann ermessen, wie die Netze gesponnen worden sind, aber selbst der bekannte Historiker der Guisen Brantôme, dessen böser Zunge nichts heilig war, hat in seiner Schilderung dieses Besuches nicht gewagt, ihr irgend einen Makel anzuhängen. Rein wie sie gekommen war, verließ sie das Hoflager, freilich ohne ihren Zweck erreicht zu haben.

Wenn man die Haltung und den Charakter Louisens recht verstehen will, so muß man die religiöse Weltanschauung, in der sie erzogen war und die in ihrer Seele Gestalt gewonnen hatte, sich gegenwärtig halten.

Louise war wie ihr Vater, ihre Mutter und ihre Stiefmutter eine Hugenottin im ursprünglichen Sinne dieses Wortes, das aus den Religionskämpfen der vorreformatorischen Zeiten stammte und das infolge der französisch-niederländischen Religionskriege erst als Scheltname und dann als Ehrenname Verbreitung gefunden hatte. Diese Hugenotten im engeren Sinne zählten sich nicht zu den strengen Reformierten, die damals die theologische Führung besaßen, und sie pflegten sich zur Unterscheidung von den Calvinisten gern als ältere Reformierte zu bezeichnen.

Im 16. Jahrhundert machten wichtige Erwägungen kirchenpolitischer Art es für diese älteren Reformierten nötig, die Tatsache tunlichst zu verschleiern, daß sie sich mit den altevangelischen Gemeinden der Waldenser, deren Namen der Streittheologie beider Kirchen höchst anstößig war, in nahen Zusammenhängen fühlten; wie sie aber in Wahrheit hierüber dachten, das kam seit dem großen Aufschwung, den eben diese Richtung im Beginn des 17. Jahrhunderts nahm, auch öffentlich zum Ausdruck und es trat an das Licht, daß in diesen älteren Reformierten ein klares Bewußtsein uralter, religiöser Überlieferungen lebte, die man als wertvollen Schatz und als Gewähr der eignen religiösen Überzeugungen betrachtete.

Ein wesentliches Stück in diesen Überlieferungen war der Satz von der Freiwilligkeit in Glaubenssachen, d. h. der Grundsatz der Toleranz und der Gewissensfreiheit, und alle ihre Anfänger, auch Louise von Coligny, waren eifrige Verteidiger gerade dieses Satzes. Es war für dieses Lehrsystem charakteristisch, daß seine Anhänger den religiösen Glauben von der Seite des Willens her zu erfassen bemüht waren; damit trat der Glaube, den die Lehre, den die Kirchen zur Bedingung der Seligkeit machten, stark zurück und diese Grundanschauung ermöglichte es ihnen, eine über den Streit der Bekenntnisse erhobene Religiosität zur Geltung zu bringen.

Der religiöse Glaube, so lehrten die älteren Reformierten, sei eine Sache freier persönlicher Überzeugung, der nur als solcher vor Gottes Augen Wert besitze. Der Wert der Persönlichkeit und die Würde der Menschenseele, sei die Vorbedingung für das Wachstum des Senfkorns, mit dem Christus das Gottesreich verglichen habe. Sie waren der Überzeugung, daß

schon Christus die Ehrfurcht vor der Menschenseele zum Ausgangspunkt seiner Verkündigung gemacht habe und daß er seine Jünger gerade auf diesem Wege zur höheren Stufe, nämlich zur Erkenntnis Gottes habe emporführen wollen. Damit traten die Grundgedanken der Humanität und jenes „Gesetz der Natur“, das der Große Kurfürst als das festeste Band „der menschlichen Gesellschaft“ bezeichnete, wieder in den Vordergrund der großen Kämpfe um die Geistesentwicklung.

Diese und ähnliche Gedanken waren um das Jahr 1600 in der ganzen abendländischen Welt verbreitet und sie hatten in der Wissenschaft in Männern wie Du Plessis-Mornay, Jacob Arminius, Hugo Grotius, Comenius und andern hervorragende Vertreter gefunden. Unter den Fürsten und Staatsmännern, die für sie kämpften, standen in erster Linie das Haus Oranien, die pfälzische Dynastie und die Landgrafen von Hessen, sowie die großen Hugenotten-Führer nebst den zahlreichen alten Geschlechtern, die an ihrer Seite für die Reformierten kämpften.

Wilhelm von Oranien befand sich um 1580 insofern in einer ähnlichen Lage wie Coligny im Jahre 1570, als er allen Grund hatte, sein Leben für ernstlich bedroht und die Fortpflanzung seines Stammes für unsicher zu halten. Er entschloß sich um das Jahr 1582, zu einer vierten Ehe — drei Frauen hatte er verloren — zu schreiten. Ähnlich wie in Colignys Falle, als er Jacqueline d'Entremonts die Hand reichte, konnte nur von einer Frau, die von persönlicher Hingabe an die Person und die Sache erfüllt war, der Schritt gewagt werden, dem alternden Mann, auf den vielfache Mordanschläge bereits stattgefunden hatten und auf dessen Kopf der mächtigste Monarch der Welt einen hohen Preis gesetzt hatte, die Hand zu reichen: nur die volle innere Übereinstimmung konnte eine Frau wie Louise von Coligny, als Wilhelm bei ihr anfragte, bestimmen, ihr Jawort zu geben, zumal da sie wissen mußte, daß viele Calvinisten Hollands eine Frau ihrer Gesinnung ungern in ihrem Lande sahen.

Am 12. April 1583 fand zu Antwerpen die Hochzeit statt und Louise wurde die Stiefmutter von zehn Kindern. Das Fürstenpaar nahm seine Residenz zunächst in Antwerpen, aber die Haltung der Bevölkerung war so feindselig, daß Wilhelm sich entschloß, in das kleine Delft überzusiedeln. Hier ward am 24. Februar 1584 Louisens einziger Sohn, der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien geboren, bei dem die Könige von Navarra

und von Dänemark Patenstelle annahmen. Es spricht für die Herzlichkeit des Verhältnisses, das sich rasch zwischen den Ehegatten entwickelte, daß der große Schweiger ganz gegen seine früheren Gewohnheiten einen erheblichen Teil seiner Zeit seiner Gattin widmete; nicht ohne Eifersucht bemerkten die steifen Niederländer, wie sehr ihr Statthalter der Ausländerin persönlich zugetan war.

Mit unerwarteter Schnelligkeit entluden sich die Wolken, die vom ersten Tage diesem Eheglücke drohten. Zu Anfang Mai 1584 kam unter falschem Namen ein Mann an den Hof, der sich eine Beglaubigung als französischer Kurier mit wichtigen Nachrichten für den Statthalter verschafft hatte. Balthasar Gérard — so hieß der Mann — wußte sich in das Vertrauen der Umgebung einzuschleichen, indem er sich als Sohn eines ermordeten Hugenotten gab und eifrig am Gottesdienst der Dienerschaft teilnahm. Am Mittwoch, den 10. Juli, als Wilhelm eben in Begleitung Louisens zu seinem Speisezimmer hinauf ging, trat ihm Gérard entgegen und bat um seinen Paß, um nach Frankreich zurückzukehren. Louise schöpfte Verdacht, aber der Statthalter hieß ihn warten. Vom Mittagsmahle aufgestanden und im Begriffe, die Treppen hinabzusteigen, fanden beide Gatten Gérard im Flure stehen; in diesem Augenblick traf den langsam herabsteigenden Oranier die Kugel des Verräters: vor Louisens Augen brach er zusammen. In ihren Armen hauchte er seine Seele aus.

Louise war wie zerschmettert. Wochenlang fehlt seit dem Tage des Mordes von ihr jedes Lebenszeichen. Einige Tage nach der Tat besuchte ein Vertreter der Königin Elisabeth von England die Unglückliche. Sein Bericht lautet: Ich fand sie in einem kleinen halbdunklen, öden Zimmer. Der Anblick war tief traurig; ihr Kummer und ihre Trauerkleidung wurden noch dunkler durch die Ärmlichkeit ihrer Umgebung. Die Zerschmetterung, in der ich sie fand, ist erklärlich, nicht allein im Hinblick auf das, was geschehen ist, sondern auch auf das, was die Zukunft bringen wird. Und in der Tat, jetzt war die junge Frau noch unglücklicher als einst nach der Ermordung ihres ersten Gatten. Nicht 100 Gulden bares Geld fanden sich in dem Sterbehause zu Delft, und sie mußte das Mobiliar verkaufen, um nur die nächsten Bedürfnisse zu befriedigen. Alle Besitzungen hatte Wilhelm, um Geld für den Krieg zu schaffen, mit Hypotheken schwer belastet. Elf Kinder waren zu versorgen.

Es ist für das menschliche Empfinden schwer verständlich, weshalb Louisens Stiefsohn, Prinz Moritz von Nassau, der sofort nach seines Vaters Tode die Statthalterschaft übernahm, nicht kräftig für die Mutter und die Geschwister eingetreten ist. Es scheint, daß Moritz, der seinem Vater in vielen Dingen sehr unähnlich war, die Stimmungen vieler Holländer teilte, die Louisens Gegner waren; er war ähnlich wie seine kaltberechnende Mutter, Anna von Sachsen, die zehn Jahre lang im Hause des großen Oraniers herzlos geschaltet hatte, ein vollendeter Egoist. Vielleicht fürchtete er sich die Sympathie der Holländer zu verscherzen, wenn er nachdrücklich für die Hugenottin eintrat.

Erst sechzehn Tage nach dem Ereignis fand Louise den Entschluß, an den nächsten Verwandten ihres Mannes, ihren Schwager Johann von Nassau zu schreiben; dann verschaffte sie sich von ihren Verwandten in Frankreich einige Mittel, um die Würde des Hauses aufrecht zu erhalten. Zunächst mußte für die Kinder gesorgt werden; vier Töchter aus der Ehe ihres Mannes mit Charlotte von Bourbon behielt sie neben ihrem eignen Kinde bei sich, die jüngste der Stieftöchter war erst drei Jahr alt; die übrigen wurden von der Schwester Heinrichs IV. und der Gräfin von Schwarzburg, einer Schwester Wilhelms I., in Pflege genommen.

Im Laufe des Jahres setzten die Generalstaaten eine Kommission ein, um Louisens Angelegenheiten zu ordnen, aber es dauerte sehr, sehr lange, bis irgend etwas für sie geschah. Im Dezember 1584 siedelte sie nach Leyden über, da in Delft die Stimmung der Strenggläubigen ihr abhold war.

In den Kreisen der niederländischen Synodenmänner hatte sich die Überzeugung festgesetzt, daß man in dem Tode des Statthalters ein göttliches Strafgericht für die hugenottische Heirat erblicken müsse, und einer der calvinistischen Geistlichen hatte die Kühnheit, diese Überzeugung zu Leyden in einer seiner Predigten zum Ausdruck zu bringen. Das war zu viel für sie; sie gab den Hofhalt in Leyden auf und zog sich auf ein einsames Gut ihres verewigten Mannes nach Seeland zurück. Hier widmete sie ihr stilles Dasein ganz der Erziehung ihres Sohnes Friedrich Heinrich und ihrer Stieftöchter, die an ihrer „bonne Mama“ ihr Leben hindurch in herzlicher Liebe gehangen haben. Stets aber behielt ihr lebhafter Geist auch jetzt den Gang der allgemeinen

Dinge, insbesondere die Entwicklung der religiösen Bewegung im Auge, und die Möglichkeit, ihren Sohn und ihre Pflegetöchter in ihrem Sinne zu erziehen, die durch die Umstände gegeben war, nutzte sie im vollen Umfang aus. Sie konnte nicht ahnen, von welch politischer Tragweite dies für die Niederlande und für die protestantische Welt überhaupt werden sollte, als Moritz wider Erwarten ohne Erben gestorben war.

Vereinsamt, vernachlässigt und fast verschollen blieb Louise viele Jahre lang in Seeland. Schon schien es, als ob sie und ihr Sohn in unbeachtetem Privatleben ihre Tage beschließen sollten, als die Erfolge ihres Freundes Heinrichs von Navarra seit 1590 die Wendung brachten. Die Stimmung der Niederländer veränderte sich alsbald zu ihren Gunsten; jetzt, erst jetzt gelang es dem Einfluß ihres Gesinnungsgenossen Oldenbarneveld, ihr ein Witwengehalt zu erwirken; am 10. April 1592 beschlossen die Staaten, ihr eine Pension von 15000 Gulden auszusetzen, und daraufhin erklärte Louise sich halb gegen ihre Wünsche bereit, ihren Hofhalt in den Haag zu verlegen.

Louisens vornehmste Sorge galt auch an ihrem neuen Wohnort dem Wohle ihres Sohnes. Du Plessis-Mornay, einer der Führer der Hugenotten in Paris, den sie als Freund und Bewunderer ihres Vaters schätzte, ward von ihr gebeten, einen Erziehungsplan für Friedrich Heinrich aufzusetzen[1]. Im Jahre 1593 übernahm der berühmte Joseph Justus Scaliger den Unterricht in den Wissenschaften; die religiöse Erziehung aber, in Louisens Augen sicherlich die wichtigste, legte sie in die Hände eines Freundes des Arminius, des ihr geistesverwandten, nachmals sehr bekannt gewordenen Theologen Johann Uitenbogaert, der in der Hofkapelle der Prinzessin auf ihren Wunsch seit 1592 den Gottesdienst zu halten pflegte.

Von jetzt an breiteten sich ihre Beziehungen und ihr Einfluß stetig aus, und die Entwicklungen, die sich seitdem an vielen Orten zu Gunsten der älteren Reformierten vollzogen, hängen mit der stillen Tatkraft der seltenen Frau zusammen. Im Jahre 1593 ward ihre Stieftochter Louise Juliane durch die Heirat mit dem im Jahre 1574 geborenen Pfalzgrafen Friedrich IV., Kurfürstin von der Pfalz, und indem die im Geiste der Prinzessin-

[1] Er ist erhalten in Mornay du Plessis, Mémoires, discours, lettres etc. Tom I. Elzev. 1678.

Witwe erzogene Tochter Wilhelms I. nach Heidelberg kam, wurde dieser Ort ein Sammelpunkt aller derer, die für die Glaubensfreiheit kämpften. Hierher schickte im Jahre 1605 der Kurfürst von Brandenburg, Joachim Friedrich, den die lutherischen Märker gern einen heimlichen Calvinisten nannten, seinen Sohn und Nachfolger Johann Sigismund, und man weiß, daß das Freundschaftsbündnis, das sich hier zwischen Louise von Colignys Tochter und Johann Sigismund knüpfte, den Grund zum nachmaligen Übertritt des Hauses Hohenzollern auf die Seite der älteren Reformierten gelegt hat. Aus der Ehe der jüngeren Louise mit Friedrich IV. sind dann in mehreren Generationen hochbedeutende Frauen entsprossen, darunter Elisabeth Charlotte, die Gemahlin des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, die die Beziehungen zwischen den Häusern Oranien und Hohenzollern weiter befestigte und die im Jahre 1630 geborene Sophie, Kurfürstin von Hannover, die die Erbin von Großbritannien werden sollte.

Als Heinrich von Navarra als König von Frankreich seinen Einzug in Paris gehalten hatte, schlug endlich auch für die Tochter Colignys die Stunde, wo sie die volle Wiedereinsetzung in die Rechte des väterlichen Hauses erhoffen durfte. Als die frohe Botschaft eintraf, wohnte Louise in Leyden, wohin sie ihren dort studierenden Sohn begleitet hatte. Sie eilte alsbald nach Paris, wo sie am 28. Juni 1594 ankam. Am Hofe fand sie, trotz Heinrichs Anschluß an die römisch-katholische Kirche, ihre Freunde und Gesinnungsgenossen in den meisten wichtigen Stellungen. Es war klar, daß eine Frau von Louisens Willenskraft, Takt und Klugheit die Lage der Reformierten nur günstig beeinflussen konnte.

Begleitet von ihren beiden Pflegetöchtern Charlotte Brabantine und Elisabeth kam sie an den Hof und die beiden jungen Mädchen machten dort rasch ihr Glück: Elisabeth hielt am 15. April 1595 mit dem Herzog von Bouillon und Charlotte im Jahre 1597 mit dem Prinzen Condé, Claude de la Trémoille Hochzeit, und zwar fand letztere zu Châtellerault statt, wo gleichzeitig eine Versammlung der französischen Reformierten tagte. Von hier aus reiste Louise an das Hoflager des Königs nach Nantes und während der ganzen Verhandlungen, die zum Edikt von Nantes führten, hielt sie dieser in seiner Nähe. Die Innigkeit der Beziehungen zwischen den Jugendgespielen erregte weit und breit Aufsehen;

des Königs Einfluß war es, der endlich die Wiedereinsetzung der Colignys in die aberkannten Ehrenrechte durchsetzte und der für Louisens Sohn, den Prinz Moritz in den Niederlanden zurückzuhalten wünschte, die Erlaubnis zu einer längeren Reise nach Frankreich erwirkte.

Im Jahre 1599 beriefen die Staaten Friedrich Heinrich aus Frankreich zurück; er bekam eine Schwadron Kürassiere und zog gegen Spanien mit ins Feld. Louisens Fürsorge hatte es durchgesetzt, daß Johann Uitenbogaert den Prinzen als Feldprediger begleitete. In ähnlicher Weise wie Friedrich Heinrichs Schicksale begleitete ihre mütterliche Liebe die Wege ihrer Stieftochter und sie bewährte sich für die glücklich Verheirateten als echte und rechte Großmutter.

Die Jahre ihres damaligen Aufenthalts in Frankreich und am Hofe Heinrichs IV., dessen Vertrauen zu der klugen Freundin ständig wuchs, sind nicht bloß durch den Erlaß des Edikts von Nantes gekennzeichnet, sondern auch durch die Vorstadien des wichtigsten politischen Ereignisses jener Epoche, nämlich durch die Stellungnahme Heinrichs IV. zur jülich-clevischen Erbfolgefrage, die schon seit mindestens 1600 die europäischen Großmächte in Bewegung hielt.

Es war für die Generalstaaten in ihrem Kampfe mit der größten Militärmacht des Kontinents eine Art von Lebensfrage, ob Spanien am Niederrhein Fuß fassen werde oder nicht. Um dies zu verhindern, gab es für Moritz von Oranien verschiedene Wege, je nachdem man die Erbansprüche dieses oder jenes deutschen Bewerbers — es kamen Kursachsen, Pfalz-Neuburg und Brandenburg vornehmlich in Betracht — begünstigte. Um aber den verbündeten katholischen Großmächten — der Kaiser stand in dieser Sache auf spanisch-römischer Seite — die Spitze bieten zu können, kam alles darauf an, daß die seit Wilhelms I. Tode meist sehr gespannten politischen Beziehungen zwischen Frankreich und den Niederlanden wieder hergestellt wurden, und hier setzte nun der vermittelnde Einfluß der Stiefmutter des Statthalters und der Freundin Heinrichs IV. ein. Es war eine Aufgabe, die bei dem Mißtrauen des finsteren Moritz ungewöhnlichen Takt erforderte. Aber schon bald nach Louisens Rückkehr in den Haag traten die Ansätze der Verständigung zu Tage: man hatte sich auf die Anerkennung der Rechtsnachfolge des Hauses

Hohenzollern geeinigt und in Berlin ward dann der Beschluß gefaßt, daß der Kurprinz Johann Sigismund in Heidelberg längeren Aufenthalt nehmen solle; der ausgezeichnete Eindruck, den der junge Hohenzollern-Prinz hier machte, kam den weiteren Plänen der Nichtbeteiligten zu statten. Wenn man weiß, daß der deutsche Fürst, der besonders tätig für Brandenburg gewirkt hat, Christian von Anhalt, schon seit mindestens 1591 Louisens Schwiegersohn nahe stand, erkennt man leicht die Hände, die hier im Spiele gewesen sind. Die Dinge nahmen dann den bekannten Verlauf.

Die Jahre ihres Aufenthalts in ihrer französischen Heimat waren für Louise vielleicht die glücklichsten ihres Lebens. Nach dem Haag zurückgekehrt, erhielt sie rasch hintereinander die Nachrichten vom Tode ihres Schwiegersohns Turenne — es ist der Vater des berühmten Turenne — und ihrer Stieftochter Elisabeth. Aber schwerer als dies traf sie ein anderer furchtbarer Schlag: am 14. Mai 1610 ward Heinrich IV. von Mörderhand getroffen; abermals stand sie dem Meuchelmorde gegenüber und alle die Hoffnungen, die sie für ihr Vaterland, für ihren Sohn und für ihre große Sache gehegt hatte, waren durch das blutige Messer eines gedungenen Verbrechers vernichtet. Abermals hieß es im Kreise aller Gegner des toten Königs wie der Prinzessin von Oranien, daß die Strafe Gottes sichtbar geworden sei: Die Bahn war frei, um dieses Strafgericht auch nun an allen andern zu vollziehen, die sich dem Willen des „Roy catholique des Espagnes“ widersetzen. Tatsächlich brachen die ernstesten Gefahren über alle Freunde der Prinzessin herein und das unglückliche Frankreich ward der Spielball der spanischen Politik; ja es fehlte nicht viel, daß Spaniens Banner auch am Niederrhein und in den Niederlanden aufgepflanzt worden wäre. Begleitet von ihrem Sohn Friedrich Heinrich eilte Louise auf die niederschmetternde Kunde nach Paris: zu Ende Juni 1610 konnte sie dem großen Freunde die letzte Ehre erweisen.

Tief gebeugt kehrte sie dem Lande ihrer Väter abermals den Rücken und angesichts der inneren Zerrüttung, die jetzt dort ausbrach, tritt in ihren Briefen ein Lob der Niederlande und der ruhigen Sicherheit, die sie im Haag während der nächstfolgenden Jahre genoß, zum ersten Male uns entgegen. Aber diese Ruhe sollte auch hier nicht lange dauern: selbst in den Niederlanden forderte der Religionshaß seine Opfer.

Prinz Moritz, vom Scheitel bis zur Sohle Soldat und ein Feldherr von ungewöhnlicher Begabung, hatte nur ungern zum Abschluß des Waffenstillstands von 1609 seine Zustimmung gegeben; es scheint, daß Heinrichs IV. Einfluß — auch Louise hielt den Frieden für besser — in dieser Richtung den Ausschlag gegeben hat. Seit dieser Zeit war das Verhältnis zwischen Mutter und Stiefsohn ein gespanntes. Andere Entwicklungen steigerten die Entfremdung. Prinz Moritz wünschte die oberste Gewalt in seinem Hause erblich zu machen und er spielte mit dem Gedanken, sich die Königskrone aufs Haupt zu setzen. Er fand auf diesem Wege viele Sympathie innerhalb der Staatskirche, während Oldenbarneveld, damals in der Stellung des Ratspensionärs oder Kanzlers, seine Mitwirkung, auch im Interesse der Oranier selbst, wie er nicht ohne Grund angab, verweigerte.

Wir haben schon auf die Gesinnungsverwandtschaft zwischen Louise und Oldenbarneveld hingewiesen, die in der gemeinsamen Verehrung Wilhelms I. und in der Gleichartigkeit der religiösen Überzeugungen ihre Grundlage hatte. Louisens Wort galt viel bei dem Ratspensionär und Moritz pflegte, wenn er sich im Widerspruch mit letzterem glaubte, sich gern an seiner Mutter Fürwort zu wenden. So soll es auch in der Sache der Königswürde geschehen sein. In diesem Falle aber stießen die Wünsche der Prinzessin-Mutter, die anfangs auf Moritz' Seite stand, bei Oldenbarneveld auf Widerstand und es gelang letzterem sogar, die Prinzessin auf seine Seite zu ziehen. Damit waren die Ansätze des Kampfes gegeben; die Kluft erweiterte sich von Monat zu Monat und dehnte sich allmählich auf das konfessionelle Gebiet aus. Die Vertreter der Staatskirche ergriffen die erwünschte Gelegenheit, in Oldenbarneveld zugleich den Führer der älteren Reformierten, die soeben unter neuem Namen eine engere Partei gebildet hatten, tötlich zu treffen.

Etwa seit der Zeit, wo Louise in die Niederlande zurückgekehrt war, hatte ein Streit zwischen zwei Theologen zu Leyden, Jacob Arminius und Gomarus, die Gemüter zu erregen begonnen, indem ersterer im Anschluß an Männer wie Sebastian Castellio, Petrus Ramus und Dietrich Volkertsoon Coornhort († 1590) die Anschauungen der älteren Reformierten verfocht. Der Streit entbrannte immer heftiger, und als die Gomaristen vom Staate die gewaltsame Unterdrückung ihrer Gegner forderten, schritten die Bedrohten zu engerem Zusammenschluß und beriefen seit 1609,

als Arminius gestorben war, dessen Freund, Uitenbogaert, zu ihrem Führer. Zunächst ging Moritz auf die Forderungen der rechtgläubigen Reformierten nicht ein; vielmehr gelang es dem Einfluß Barnevelds, im Jahre 1614 ein Toleranzedikt zu erwirken, worin aller Streit verboten ward. Dabei aber beruhigten sich die Gomaristen nicht, und es gelang ihnen, eine Verständigung und ein Bündnis mit dem Statthalter herzustellen, indem sie dessen Lieblingsideen entgegenkamen.

Louise sah, wie sich das Gewölk zusammenzog, ohne daß sie zu helfen vermochte. In ihrer Not schrieb sie unter dem 28. Dezember 1617 an ihren alten Freund und Berater Mornay du Plessis, er möge in den Haag kommen, um den Zwist zu schlichten. Es war vergeblich: immer drohender senkte sich das Schwert, das über den Häuptern aller ihrer Gesinnungsgenossen in Holland hing, namentlich auch über Johann Uitenbogaert, dem sie soviel verdankte, hernieder.

Im Herbst 1618 entlud sich das Gewitter. Um dieselbe Zeit, wo die Strenggläubigen ihr Ziel erreicht hatten, und der Zusammentritt einer Generalsynode, deren Urteil über die Arminianer im voraus feststand, gesichert war, ließ Prinz Moritz den Kanzler Barneveld und gleichzeitig die Wortführer der Arminianer, wie Hugo Grotius und Hoogebeets, verhaften, alle ihre Prediger — etwa 200 — absetzen und die Kirchengüter einziehen. Uitenbogaert hatte Gelegenheit gefunden, der Verhaftung durch die Flucht zu entgehen.

Damit aber war des Statthalters Rachedurst noch nicht gestillt: am 13. Mai 1619 mußte Oldenbarneveld das Schafott besteigen, und Louise sah trotz verzweifelter Bemühungen, für ihn Gnade zu erwirken, den Kopf ihres Wohltäters, Freundes und Beschirmers unter dem Beil des Henkers fallen. Es brach eine wilde Verfolgung aller Arminianer im Lande los, selbst Frauen und Kinder wurden nicht verschont, ja bis in die Gemächer der Prinzessin-Witwe drang der Haß des aufgereizten Pöbels; Louise selbst ward beschimpft, verhöhnt, bedroht. Um ihr Leben zu retten, floh sie aus dem Haag; in Delft, wo man ihren Wagen erkannte, ward sie mit einem Hagel von Steinen empfangen und unter Beschimpfungen des Pöbels zum Tore geleitet. Mühsam erreichte sie die französische Grenze.

Jetzt waren ihre Kräfte zu Ende. Sie hatte Frankreich, wie es schien, nur aufgesucht, um im Lande ihrer Väter ihr Haupt

zum Sterben niederzulegen. Seit ihrer Rückkehr verstummt für uns ihr Mund. Jetzt wie ehedem zeigte sich, wie sehr sie von den Grundforderungen ihrer Religion durchdrungen war: sie hatte gelernt zu leiden ohne zu klagen. Vor der Welt des Hasses, die sie umgab, verhüllte sie trauernd ihr Antlitz, jetzt freilich, um den Schleier nicht wieder zu heben: im Spätherbst 1620 ist sie zu Fontainebleau in das ewige Reich des Friedens eingegangen, dessen Kommen sie so oft in heißen Gebeten erfleht hatte.

Etwa vierundeinhalb Jahr später, im Frühjahr 1625, folgte ihr Prinz Moritz im Tode nach, und Louisens Sohn übernahm die Statthalterschaft der Vereinigten Niederlande. Während im übrigen Europa der dreißigjährige Krieg tobte, erhob sich unter Friedrich Heinrichs sicherer Hand der erste Toleranzstaat, und die Ansätze der religiösen Duldung, für die Louise gekämpft und gelitten hatte.

Louise hat einst gesagt, daß ihr Sohn, in dem ihr Herz so gern den ganzen Großvater wiedererkannt hatte, allzusehr Oranier geworden sei; „le Nassau était deveny complet“ schrieb sie einst nach Frankreich, und sie hatte recht, wenn man auf seine Lebensgewohnheiten, sein Äußeres und seinen Starrsinn sah. Aber von solchen Zügen abgesehen, lebte in Friedrich Heinrichs Weltanschauung, seiner Denkart, seinen Grundsätzen und seinen Interessen doch ganz der große Coligny wieder auf.

Ähnlich wie bei letzterem trat bei Friedrich Heinrich der militärischen Begabung eine in damaligen Fürstenhäusern seltene Neigung für alle Fragen der Kunst und der Wissenschaft zur Seite; ähnlich wie jener besaß der junge Oranier ein ungewöhnliches Verständnis gerade für die zartesten und schwierigsten Fragen des Lebens, die religiösen; ähnlich wie Coligny besaß Friedrich Heinrich einen offenen Sinn für echte Menschenwürde, und den Wert der Persönlichkeit wußten beide überall herauszufinden und zu schätzen, in welchem äußeren Gewande oder Stande ihnen auch ihre Träger entgegentraten. Ebenso endlich wie Colignys Geist umfaßte der seines Enkels weit mehr, als die Interessen seiner eigenen Kirche oder seines engeren Herrschaftsgebietes: auf das Wohl der Menschheit war ihr Streben gerichtet und im Sinne Louisens galt ihr Lebenswerk der Erfüllung des Wortes: „Dein Reich komme“.

* * *

Wer, der die Geschichte kennt, sähe nicht, wie oft mit dem Hugenottenblute Colignys diese Eigenschaften bei seinen Enkeln und Urenkeln, bei Wilhelm III., dem Befreier, wie bei den großen Hohenzollern, wieder zum Durchbruch gekommen sind? Es war doch eine Fügung weltgeschichtlicher Art, daß dem Urenkel Louisens, Wilhelm von Oranien, und dessen blutsverwandten Nachfolgern die Königswürde in Großbritannien zufiel und daß die Nachkommen ihrer Enkelin Louise Henriette, der Gattin des Großen Kurfürsten, für den Friedrich Heinrich einst Vorbild und Erzieher gewesen war, die Königskrone in Preußen und die deutsche Kaiserkrone erwerben sollten.

So verknüpfen sich in der Person der Dulderin, deren Charakter wir hier in kurzen Zügen zu zeichnen versucht haben, die Schicksale drei großer Länder und ihrer Dynastien, und wenn auch gerade die letzteren, die in Louise von Coligny die gemeinsame Stammmutter verehren, das vornehmste Anrecht auf sie besitzen, so haben doch auch die Nationen, unter denen ihre Nachkommen gewirkt haben, das Recht und die Pflicht, sich der seltenen Frau pietätvoll zu erinnern. In einem entscheidenden Augenblick der europäischen Geschichte, eben in der Periode, wo die Vorherrschaft Spaniens im Abendland gebrochen ward und wo die Hohenzollern als neuer Machtfaktor in die große Politik eintraten, hat sie an hervorragender Stelle ihre ganze Kraft und mehr als einmal sogar ihre Person und ihr Leben für die höchsten geistigen Güter ohne Menschenfurcht eingesetzt.

Die pädagogische Reform des Comenius in Deutschland.[1]

Eine Besprechung

von

Professor Dr. P. Hohlfeld in Dresden.

Ein Teil des in dem unten erwähnten Werke gebotenen Materials ist ein neuer Abdruck der in letzter Zeit von Kvačala veröffentlichten Aktenstücke mit Rücksicht auf die geringe Verbreitung der in tschechischer

[1] Die pädagogische Reform des Comenius in Deutschland bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts. Herausgegeben von Dr. Johannes Kvačala, o. ö. Professor an der Universität Dorpat (Jurjew). 1. Band Texte. Berlin, A. Hofmann & Co, 1903. Band 26 der Monumenta Germaniae Paedagogica von Karl Kehrbach, 395 S. 2. Band, Historischer Überblick, Bibliographie, Namen- und Sachregister. Ebd. 1904. Band 32 der Monumenta Germaniae Paedagogica, 238 S.

Sprache herausgegebenen Sammlung: J. A. Comenius' Korrespondenz, Prag, 2 Bände, 1898 und 1902.

Es schien zweckmäßig, alle Schriften des Comenius in einem besonderen Teil (II, S. 167—198) zusammenzufassen — als Grundlage für eine vollständige Bibliographie des Comenius. Bei der Aktensammlung ist die chronologische Ordnung eingehalten worden. Die Stücke sind ganz überwiegend lateinisch, manche deutsch, wenige englisch, eins slawisch. Das erste Stück (Exzerpte aus Jonstons Schriften) stammt aus dem Jahre 1627, das letzte, das 214. (Daniel Jablonsky an Leibniz, Exzerpt) vom 3. September 1715.

Für den Leser empfiehlt es sich, mit dem historischen Überblick in Band 2 zu beginnen. Dieser gliedert sich folgendermaßen:

I) Des Comenius geistige Anleihe bei den Deutschen (S. 3 – 18). II) Erziehungsreform auf nationaler und kirchlicher Grundlage (S. 19—32). III) Die Erweiterung des Arbeitskreises. Die Pansophie als Ziel des Unterrichts (S. 32—63). IV) Weltverbesserung und Schulbücherverbesserung (S. 63—96). V) Die Reformbewegung während der zweiten Verbannung des Comenius und dessen letzte Arbeiten (S. 90—131). VI) Nachklänge (S. 132—138). Schlußwort (S. 159—163).

Comenius ging auf die Hochschule nach Herborn und hatte hier zu Lehrern den Theologen Piscator und den Enzyklopädisten Alsted. Bedeutungsvoll wird für Comenius das Auftreten Ratkes (S. 7 f.). Andererseits hat Comenius von J. V. Andreae viel gelernt, auch in pädagogischen Fragen (S. 11 ff.). Nach dem Muster des „Sonnenstaates“ des Calabresen und Dominikaners Thomas Campanella veröffentlichte Andreae seine Reipublicae christianae descriptio oder Christianopolis (S. 17). Mehr einem äußeren, als einem inneren Bedürfnis entsprang der Entschluß des Comenius, nach dem Muster des Elias Bodinus eine Anweisung zum Unterricht (in böhmischer Sprache) zu schreiben (S. 18). 1627 brachte ihm Jonston, ein in Lissa wohnender Schotte, von seinen Reisen die spanische Janua (S. 20). Comenius schrieb wegen des Lateinunterrichts an Ratke, aber dieser antwortete nicht (S. 22 f.). Comenius fand, daß mit dem Sprachunterricht die Einführung in die Sachen zu verbinden sei. Er schrieb seine Janua linguarum reserata und hatte einen durchschlagenden Erfolg (S. 25). Durch eine englische Übersetzung der Janua wurde das Interesse des Deutschpolen Samuel Hartlib, eines Schulmannes, der seit 1628 in London lebte, für Comenius geweckt. Ein Gesinnungsgenosse des Comenius ist auch der Dichter M. Opitz (S. 26). 1633 wurde die Janua mit deutscher Übersetzung herausgegeben, bald darauf eine dreisprachige Ausgabe (S. 28). Es erschien 1633 das Vestibulum des Comenius, dessen man sich zur Einführung in die Janua bedienen sollte, teils lateinisch-deutsch, teils dreisprachig. Die Leipziger Janua,

bearbeitet von dem Mediziner Professor Zacharias Schneider, wird in der Thomas- und in der Nikolaischule eingeführt. Eine andere Bearbeitung erfolgt durch J. Docemius in Hamburg (S. 31). 1633 erschienen von Comenius die Physik und das Informatorium der Mutterschule, letzteres deutsch (S. 32f.). Comenius will eine Janua rerum, ein Kompendium der Realien, oder eine Pansophie abfassen. Sie soll sich an Baco anschließen, aber auch das Übernatürliche nach der heiligen Schrift behandeln. Die Darstellung soll so verständlich sein, daß achtjährige Kinder alles begreifen können (S. 37). Evenius, Rektor in Halle († 1639), stimmt der erzieherischen Reform zu. V. Reyher wirkt im Sinne des Comenius im Herzogtum Gotha (S. 38f.). Comenius' Gedanken gewinnen Einfluß in Hamburg (Docemius, Jungius, Tassius) (S. 40). Biesterfeld in Siebenbürgen behauptet, dieselben Gedanken wie Comenius unabhängig von ihm gehabt und fast mit den gleichen Worten ausgedrückt zu haben (S. 41). David Vechner schiebt zwischen das Vestibulum und die Janua ein Limen ein. Nach der Janua folgen von ihm noch Atrium, Odeum, Adytum. Das Ganze wird in Lissa gedruckt (S. 42). Ein Hauptförderer der Pläne des Comenius hauptsächlich seit 1636 ist Joachim Hübner (Fundanius) aus Cleve. Hübner und Hartlib führen regelmäßig einen zum Teil erhaltenen wissenschaftlichen Briefwechsel in deutscher Sprache (vergl. I, S. 61—103) (S. 45). Der Stadtrat von Breslau schließt sich der Reformbewegung an. Georg Vechner bespricht in einer Schrift die Vervollkommnung des Vestibulum und der Janua (31 Punkte) (S. 49). Comenius wird nach Schweden berufen und arbeitet seine böhmische Didaktik lateinisch um (S. 51). Hübner tritt seit 1638 mit Comenius in unmittelbare Verbindung. In einem umfangreichen Memorial (I, S. 120—127) spricht er sich über Pansophie aus (S. 54). Im November 1639 sendet Hübner eine scharfe Kritik der Didaktika Magna an Comenius. Er wendet sich namentlich gegen die Kapitel, die die Lehrweise durch Beispiele aus dem Naturleben begründen wollen. Zunächst werde nirgends bestimmt, was „Natur" bedeuten solle. Von den Tieren und Bäumen könne man für die Erziehung nichts lernen (S. 57). Comenius nimmt die Kritik Hübners wohlwollend auf. Selbst der erbitterte Feind des Protestantismus, Scioppius in Wien, tritt für die Sprachenmethode des Comenius ein. Eine katholische Bearbeitung der Janua erscheint in Köln (S. 60). Bei der Schulreform in Gotha wirken die Gedanken von Evenius, Ratke und Comenius vereint (S. 61). V. Reyher unternimmt 1643 eine Neubearbeitung der Janua für die herzoglichen Schulen in Gotha. 1644 gibt er das Janua-Lexikon unter dem Titel Vocabularium latino-germanicum heraus (S. 61). Oxenstierna verweist Comenius statt der undankbaren und unfruchtbaren Aufgabe der Weltverbesserung auf die Verbesserung der Schulen (S. 65).

Comenius faßt den großen Entwurf der „Consultatio catholica", eine Verknüpfung der Weltverbesserung mit der Pansophie (S. 67). Der Rat zu Danzig gewährt dem Johann Rave, Philologen und Philosophen, auf drei Jahre eine ansehnliche Dotation zur Unterstützung der Comenianischen Pansophie. Einen Schüler Raves, Georg Ritschel, nimmt Comenius um jährlich 200 Imperialen als Mitarbeiter an. Er wird außerordentlicher Professor in Danzig (S. 69). Das Zusammenarbeiten des Comenius mit Cyprian Kinner, einem Edelmann aus Schlesien, Dr. med., dauert nur von Anfang 1646 bis Mitte 1647. Kinner plante ein großes Reformwerk, Elucidarius, das er aber seines frühen Todes wegen nicht vollenden konnte (S. 79). Gezelius in Dorpat wendet die Janua auf die griechische Sprache an, vornehmlich zu neutestamentlichen Studien (S. 81 f.). Magnus Hesenthaler belebt das Interesse für Comenius in Württemberg seit Mitte der 40er Jahre. Johann Georg Seybold gibt eine große Reihe latein-methodischer Arbeiten heraus. Ein Anhänger des Comenius ist ferner der Mnemotechniker Rektor Wynkelmann in Gießen (S. 83 f.). Der Chemiker Colbovius in Leipzig empfiehlt die neue Sprachenmethode den Behörden und Schülern des Reichs (S. 85 f.). Auf Rat des angeblichen Propheten Drabik, an den Comenius glaubt, nimmt er den Ruf des Sigmund Rákóczy nach Sáros-Patak in Oberungarn an (S. 88). Als ein neues, wertvolles Mittel des Unterrichts ist die Einführung der Schulschauspiele in Sáros-Patak hervorzuheben (S. 91 f.). Da die Reformer in Danzig Rave und Buno nicht mit einander übereinstimmen, so kehrt der Rat einigermaßen zum alten System zurück: eine Ordnung der Schulen wird festgelegt. Das Eindringen der Reformideen in die deutsche Schweiz wird durch London vermittelt: J. F. Stockar, gewesener Landvogt und Schulmeister in Schaffhausen, wird von der Eidgenossenschaft als Gesandter zu Cromwell geschickt (S. 95). Hartlib lenkt Stockars Aufmerksamkeit auf die Janua. Lehrer Spleiß macht das Buch in der Schweiz bekannt. Comenius wird seitens der Oberbehörde der Unität nach Lissa zurückgerufen. Über seine traurigen Erlebnisse daselbst berichtet er in der Schrift Excidium Lesnae (S. 97). Die Stadt Amsterdam beruft Comenius und bietet ihm die Mittel an zur Herausgabe seiner sämtlichen didaktischen Werke. Comenius nimmt beides an (S. 98). Hesenthaler liefert eine Neubearbeitung des Vestibulum und widmet sie Gerhard de Geer, dem Enkel Ludwigs (S. 100). Durch Hesenthaler wird Adam Weinheimer, seit 1653 Pfarrer, Superintendent und Schulvorstand in Eßlingen, der Reform zugeführt. Comenius widmet ihm das Lexicon atriale. In der Traditio lampadis („Übergabe der Fackel") in den gesammelten didaktischen Werken nimmt Comenius förmlich Abschied von der pädagogischen Arbeit, die er nun andern überläßt (S. 104). Zu diesen gehört der

gelehrte lutherische Theologe J. H. Ursinus, der Neubearbeiter des Atrium (S. 108). Der schweizerische Theologe J. Jak. Redinger, der Herausgeber des Informatorium, wird 1658 vom Fürsten Karl Ludwig nach Frankenthal in der Pfalz berufen. Der Orbis pictus wird für die unterste Klasse, die Schola Ludus für die nächstfolgende bestimmt (S. 109f.). 1657 erscheint von Hans Justus Wynkelmann eine „Nutz- und Schutzschrift“ für die versinnlichende Lehrart (S. 110). 1658 wird endlich der Orbis pictus des Comenius in Nürnberg bei Endter gedruckt, mit deutscher Übersetzung. Die nächste Bestimmung des Orbis pictus war, zwischen Vestibulum und Janua den Unterricht zu beleben. Er läßt sich aber auch als Familienbuch und Lehrbuch für Volksschulen anwenden (S. 111f.). 1658 führt die Magdeburger Schulordnung den Orbis pictus mit Vestibulum und Janua ein. Hesenthaler gibt Anweisung über die Ordnung, in welcher die Schriften des Comenius zu brauchen seien. Drei von ihnen: die Mutterschule, der Orbis pictus und die Praxis theatri, stehen außerhalb der Studienordnung (S. 115). Aus Anlaß einer Neuausgabe des brüderlichen Gesangbuches widmet Comenius Exemplare davon dem Kurfürsten und der Kurfürstin von Brandenburg (S. 116). 1661 besorgt der Schulinspektor W. Frey in Zürich eine Neuausgabe der Janua- und Atriumtexte parallel neben einander. In Bern wird die Janua eingeführt (S. 117). Die Tübinger wie die Züricher Janua sind schöne Beweise, wie die Gedanken des Comenius im einzelnen weiter verarbeitet und vertieft wurden. In Bern erscheint 1661 eine amtliche Ausgabe der Janua. Auch in Elbing und Köln wurde die Janua neu herausgegeben (S. 118). Georg Seybold im Schwäbisch-Hall wird beauftragt, einen Methodus für die unteren Klassen auszuarbeiten. Er schreibt eine ganze Reihe von Schriften, u. a. eine Sammlung von Sprichwörtern (lateinisch und deutsch), eine Officina virtutum und eine Officina vitiorum (S. 123). Die Arbeit des Comenius gilt noch immer der Pansophie, aber nicht als Ziel des Unterrichts, sondern als Mittel der Weltverbesserung. Gegen Rom und das Haus Österreich soll die Einigung der Christenheit und die Bekehrung der Juden und Mohammedaner erfolgen. Die heftigen Angriffe gegen Comenius wegen der Veröffentlichung der Lux in Tenebris und die endlosen Polemiken mit Zwicker (Arzt und Socinianer) bedeuteten ein jähes, bedenkliches Sinken seines literarischen Könnens und Ansehens (S. 175). Mit Oldenburg, dem Sekretär der Royal Society in London, wechselt Comenius Briefe über die angestrebte türkische Bibelübersetzung (S. 227). Leibniz empfiehlt den Orbis pictus als Hilfsmittel für gewisse Jahre. J. Jonston widmet seinen Leitfaden, der dasselbe methodische Ziel verfolgt wie die Janua, 1666 als Polymathia philologica dem Herzog Georg Wilhelm von Liegnitz-Brieg und den beiden Söhnen des

Freiherrn Johann von Schönaich-Carolath (S. 118). H. Schoof, ein Sachse, der noch als Schüler nach Amsterdam gekommen war, wird von dem Amsterdamer Gesandten Holsteins an seinen Fürsten empfohlen und erringt mit Hilfe der neuen Methode in Holstein vorzügliche Schulerfolge (S. 129). Die Janua zieht auch in Prag ein: Jesuiten geben sie heraus, böhmisch und deutsch (S. 132). Als Drabik 1671, zum Tode verurteilt, alles, was er verkündet hatte, widerrief und zum Katholizismus sich bekehren ließ, wurde auch der Name des Comenius gebrandmarkt (S. 133). Schoofs pädagogische Mission in Holstein findet ein ungünstiges Ende. Schoof kehrt nach Holland zurück, doch widmet er 1672 dem Herzog Eberhard Christian von Holstein sein Informatorium über das Theatrum grammaticale (S. 134f.). Ein Gegner der Reform war J. J. Becher, der in der Schule die Janua hatte dreimal auswendig lernen müssen. Der Orbis pictus bringe den Schüler von den lebendigen auf tote Dinge. Dagegen tritt für Comenius auf der Danziger Professor der Eloquenz und Politik P. Titius in seiner Anleitung zum Exzerpieren und seinen Commentationes duae (1673) (S. 130). Er faßt seine Einzelvorschläge zu einer Vervollkommnung des Lehrsystems in 13 Punkten zusammen. In der Muttersprache seien auch die Dialekte zu berücksichtigen (S. 138f.). Mechovius spricht in seiner Hermathene seinen tiefsten Abscheu gegen die Janua aus. Auch Chr. Weiße polemisiert gegen Comenius (S. 140f.). Der zünftige Philolog J. Scheffer wendet sich gegen das barbarische Latein des Comenius. Ähnlich J. H. Boecler, der Lehrer Scheffers, in seiner „Anweisung, wie man die Autores classicos bei und mit der Jugend traktieren soll“ (1679). Was Comenius unter dem Modus variandae orationis per transpositionem vorschlage, laufe nur auf eine Verderbnis des Autors hinaus (S. 142). Zu den Tadlern des Comenius gehört weiter Chr. Fritsch, Konrektor des Gymnasiums zu Freiberg, in seinem „Schediasma“ (S. 143). Es fehlt aber der Comenianischen Reform auch nicht an erfolgreicher Weiterarbeit und dankbarer Anerkennung (Zesen, Seybold, Rabus) (S. 144). Schon in den 40er Jahren war in Königsberg das Vestibulum unter der Aufsicht der philosophischen Fakultät neu bearbeitet und mit des Pastors Libruder polnischer Übersetzung herausgegeben worden. 1675 erscheint eine selbständige Königsberger Bearbeitung der Janua (S. 145). Leibniz verfertigt ein schönes lateinisches Trauergedicht auf den Tod des Comenius und gibt auf Hesenthalers Verlangen ein sehr ehrenvolles Urteil ab über die Werke des Comenius (I, S. 374f.) (S. 148). Aus dem Nachlasse des Comenius kommt doch wenigstens etwas heraus: das Spicilegium didacticum, ein Büchlein voll didaktischer Weisheit, von Nigrin mit Geschick zusammengestellt (S. 150). In die weit verbreiteten Übungsbücher des Christoph Speccius fanden das Vestibulum und der Orbis pictus als

Quelle Eingang (S. 150 f.). Der Polyhistor Daniel Morhof ist teils für Comenius (Bilder und Schulschauspiele), teils gegen ihn (seine Sprache) (S. 153). Der vielseitige Gelehrte E. Weigel ist in seiner Pädagogik von Comenius beeinflußt (S. 154). Den meisten Vorkämpfern des Pietismus war Comenius bekannt (S. 155). Spener billigt in der Hauptsache das Unum necessarium des Comenius. August H. Francke holt sich seinen Eifer für die Reform der Praxis in Gotha, also mittelbar bei Comenius (S. 155). Buddeus gibt 1702 den ersten Band der pansophischen Schriften des Comenius im Verlage des Waisenhauses zu Halle heraus (S. 157 f.). Comenius scheint auch für die Stiftung der preußischen Sozietät der Wissenschaften 1700 von Bedeutung gewesen zu sein. Der bekannte Realschullehrer Hähn führt den Ursprung der Realschule auf Comenius zurück (S. 159). Alle bedeutenderen Erziehungsreformer des 17. Jahrhunderts in Deutschland traten allmählich mit Comenius in Verbindung, und alle gleichzeitigen Reformbestrebungen münden in die seinen (S. 160). Comenius trug seinen Teil dazu bei, den geistigen Umschwung herbeizuführen, als dessen klassischester Zeuge J. G. Herder zu bezeichnen ist: man denke nur an die Betonung der Nationalität und der Muttersprache (S. 162). Die Comenianische Reformbewegung war die erste, die das ganze Gebiet deutscher Zungen durchzog (S. 163). Die volle Verwirklichung der Comenianischen Reformideen ist — nach allgemeiner Ansicht — erst in der Zukunft zu erhoffen.

Möge dieser kurze Auszug recht viele veranlassen, das gut ausgestattete, gehaltreiche Werk selbst zu lesen und zu durchdenken!

Dresden, im Januar 1906.

Einige maurerische Gedichte Herders.

Lied des Lebens.

Von J. G. Herder.

Mel.: Brüder laßt die Gläser klingen.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit: was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein.
Schneller Gang ist unser Leben:
Laßt uns Rosen auf ihn streu'n!

Rosen, denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer;
Rosen, denn sie blüh'n und blinken
Links und rechts noch um uns her.
Rosen steh'n auf jedem Zweige
Jeder schönen Jugendtat.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Rein gelebt sein Leben hat!

Tage, werdet uns zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht
Und um sie in frischem Glanze
Wie ein Traum der Jugend blüht!
Nie wird sich der Kranz entblättern
Eines Lebens, froh und rein;
Stets wird er in Sturm und Wettern
Voll von Friedensreisern sein.

Die Liebe.

Gedicht von J. G. Herder.

Hätt' ich Menschen, hätt' ich Engelszungen,
Würde Gottes Lob von mir gesungen,
Wie ein Sternen-, wie des Himmels Sang:
Und mir fehlete die Liebe,
Ohne Dich sind meine Lieder
Toter Schellen Klang.

Hätt' ich Prophezeihung, hätt' ich alle Tiefen
Der Geheimnisse, Erkenntnißtiefen,
Berge zu versetzen hätt' ich Macht:
Und mir fehlete die Liebe,
Ohne Dich wär all' mein Glaube,
All' mein Wissen Nacht.

Gäb' ich Armen alle meine Habe,
Gäbe meinen Leib zur Gottesgabe
Preis dem Feuer, lachete der Glut
Und mir fehlete die Liebe,
Ohne Dich ist Tun und Leiden,
Leere blinde Wut!

Liebe, Du bist gütig, freundlich, milde,
Neidlos, eiferst niemals toll und wilde,
Nimmer stolz und ungeberdig nie
Nicht argwöhnisch suchst das Meine,
Nicht das Deine
Nur die Wahrheit, nicht die Lüge,
Gutes freuet sie!

Alles denkt sie, glaubt sie, hofft sie, duldet
Alles was sie nie verschuldet,
Liebe Du wirst bleiben, Du allein,
Alle Gaben werden schwinden,
Sprachen schwinden,
Alles Stückwerk der Erkenntnis,
Liebe nur wird sein!

Stückwerk ist mein Wissen, mein Vergleichen,
Kommt das Ganze, muß das Stückwerk weichen.
Kind ist Kind und klügelt wie ein Kind,
Wird ein Mann an Kindereien
Sich erfreuen?
Er, ein Mann, ist männlicher gesinnt.

Jetzt im Rätsel, jetzt im dunklen Spiegel
Einst erscheinet uns der Wahrheit Siegel
Wirklich Angesicht zu Angesicht.
Glaube bleibet, Hoffnung, Liebe,
Doch die Liebe ist die größte aller,
Liebe nur weicht nicht.

In Musik gesetzt von C. Mangold, Text und Musik s. im Maurerischen Herder-Album, Darmstadt 1845.

Nacht und Tag.

Goldenes, süßes Licht der allerfreuenden Sonne
Und du friedlicher Mond und ihr Gestirne der Nacht,
Leitet mich sanft mein Leben hindurch, ihr heiligen Lichter,
Gebt zu Geschäften mir Mut, gebt von Geschäften mir Ruh,
Daß ich unter dem Glanze des Tags mich munter vergesse,
Aber mich wiederfind' unter dem Schimmer der Nacht.
Nieden am Staube zerstreu'n sich uns're gaukelnden Wünsche;
Eins wird unser Gemüt droben, ihr Sterne, bei Euch.

Neuere Urteile über die Comenius-Gesellschaft und ihre Veröffentlichungen.

Wer die Veröffentlichungen unserer Gesellschaft in ihrer Gesamheit betrachtet, wird sich rasch davon überzeugen, daß unser Bestreben keineswegs ausschließlich dahin geht, Person und Werk des Mannes, nach dem sie sich nennt, der Gegenwart näher zu bringen. Der Name, den wir gewählt haben, kennzeichnet in erster Linie die Gesinnung und den Geist, nämlich den Geist der Humanität, der uns im Sinne des Comenius leitet und dem wir von neuem lebendige Verbreitung geben wollen.

Anstatt uns auf antiquarische Einzelheiten vergangener Jahrhunderte zu beschränken, haben wir vielmehr stets nach Aktualität gestrebt, d. h. nach einer Aktualität, die im höheren Sinne dieses Wortes die Gegenwart im Lichte der Vergangenheit zu verstehen lehrt und die aus den Taten und Schicksalen großer Männer und Ideen älterer Zeiten auf das heute uns umgebende Leben Streiflichter zu werfen sucht.

Dabei haben wir uns wohl gehütet, nach Art der Tagesschriftstellerei beliebige historische Neuigkeiten zusammenzutragen, sondern wir haben die Klarstellung der großen Zusammenhänge und den Verlauf der Geistesgeschichte im Auge gehabt, wie er sich im Laufe der Jahrhunderte vollzogen hat und noch heute das geistige Leben beeinflußt. Neben den Vergangenheits- und Gegenwartswerten haben wir zudem stets den Ewigkeitswert der Ideen wie der Geschehnisse und Personen uns gegenwärtig zu halten und zur Darstellung zu bringen versucht.

Unter diesen Umständen ist es ganz natürlich, daß alle heute bestehenden Geistesrichtungen seit Jahren sich bestrebt zeigen, durch öffentliche Kundgebungen Stellung zu nehmen, und sehr zahlreich sind daher von Anfang an die Besprechungen gewesen, die aus allen Lagern erfolgt sind. Über die im Beginn des laufenden Jahres erschienenen Kundgebungen deutscher und außerdeutscher Zeitschriften haben wir in früheren Heften (MCG 1906, S. 56f., CB 1906, S. 31) berichtet; neuerdings sind aber wiederum vielerlei neuere Urteile erschienen, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen. Wir machen hier einige wichtigere namhaft: Literarisches Zentralblatt, hrsg. von Zarncke, 1906, Nr. 1, Sp. 13-15. — Beilage zur (Münchener) Allg. Zeitung, 1906, Nr. 45. — Zentralblatt für Volksbildungswesen, hrsg. von Dr. A. Lampa. Leipzig und Wien, 1906, Nr. 1-2. (Über Keller, Schillers Stellung in der Entwicklung des

Humanismus von Wilhelm Börner). — Literarische Rundschau für das evangelische Deutschland, hrsg. von Dr. R. Pfleiderer, 1906, Nr. 3. Didaskalia vom 23. Februar 1906. — Anzeigen für die neueste pädagogische Literatur (Beiblatt zur Allg. Deutschen Lehrerzeitung) 1906 Nr. 6. — Das Wissen für Alle. Wien, 1906, Nr. 14 (Über Willy Pastor, Gustav Theodor Fechner und die Weltanschauung der Alleinslehre). — Kölnische Zeitung Nr. 624 vom 10. Juni 1906 (Ein ausführlicher Artikel über Keller, Latomien und Loggien in alter Zeit). — Leipziger Lehrer-Zeitung, 1906, Nr. 29. — Anzeiger für die neueste pädagogische Literatur, 1906, Nr. 6. Breslauer Akademische Mitteilungen vom 9. Juli 1906 (Über Ssymank, Stud. Zeitfragen).

Diese und alle sonstigen Kritiken sind meist in freundlicher und durchweg in sachlicher Tonart gehalten. Insbesondere hat die im Jahre 1905 erschienene Veröffentlichung der C. G. über Schiller jetzt wie früher ausnahmslos eine sehr warme Aufnahme gefunden. Nicht ebenso steht die Sache mit nachfolgenden Urteilen mehrerer Kritiker, auf die wir hier etwas näher eingehen müssen Zunächst hat Konsistorial-Rat Prof. D. Dr. Victor Schultze von der theologischen Fakultät zu Greifswald in der Berliner Philologischen Wochenschrift Nr. 12 vom 24. März 1906 das Wort ergriffen, um seine Ansicht über eine der wichtigeren neuen Publikationen der C. G. (Keller, Latomien und Loggien in alter Zeit, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1906) zu besprechen. Der Referent gibt einleitungsweise eine Zusammenfassung dessen, was er als den Inhalt des erwähnten Aufsatzes betrachtet. Wir müssen leider feststellen, daß der Herr Kritiker gerade die Punkte, auf die es uns ankam, unerwähnt läßt und daß seine Inhaltsübersicht eben das, was ich selbst als den Inhalt betrachte, völlig unzutreffend wiedergibt. Das ist umso auffallender, als ich in der Vorrede zu der besprochenen Publikation ausdrücklich auf die Punkte hingewiesen habe, die ich als den wesentlichen Inhalt meiner Untersuchungen und Ergebnisse betrachte.

„Die vorliegende geschichtliche Untersuchung“, so beginnt die Vorrede, „erbringt den Beweis, daß die Namen Latomien (Bauhütten) und Loggien schon in den Jahrhunderten, wo die Felsentempel der Katakomben noch ihrer ursprünglichen Bestimmung dienten, in doppelsinniger Weise zur Bezeichnung einer gewerkschaftlichen Organisation wie als Decknamen für eine unsichtbare oder, wie die Gegner sagten, für eine geheime kultische Vergesellschaftung und deren Kulträume benutzt worden sind.“ Bestimmter kann man doch Inhalt und Zweck nicht bezeichnen. Gleichwohl findet man in der Schultzeschen Inhaltsangabe von diesen Punkten nicht ein einziges Wort; seine Besprechung heftet sich an Einzelheiten, auf die zum Teil garnichts ankommt,

an die sich aber eine bequeme Polemik anknüpfen ließ. Der Herr Rezensent erklärt, nie eine Spur einer Kultgenossenschaft gefunden zu haben, die vor den ältesten Christen im Besitz der noch erhaltenen unterirdischen Hallen gewesen sei, und da solche „Gruftleute" nie existiert hätten, so „breche die ganze Hypothese (welche?) in sich zusammen". Nun, es ist, wie gesagt, nicht der Inhalt und Zweck meiner Arbeit gewesen, solche ältere Genossenschaften nachzuweisen, und es kann daher, auch wenn es solche nicht gegeben haben sollte, nichts „zusammenbrechen". Aber soviel ist doch heute allgemein anerkannt, daß in vielen Katakomben, die nachweislich zu altchristlichen Kultzwecken benutzt worden sind, zahlreiche Symbole und Denkmäler vorkommen, die aus vorchristlicher Zeit stammen. Wie kommen solche kultische Zeichen in die Grüfte der Katakomben, wenn sie nicht von vorchristlichen Kultgenossenschaften für ihre Zwecke benutzt worden sind, die innerlich mit den Christen verwandt waren? Wie kommen die Reste römisch-katholischer Kirchenbauformen und Zeichen in viele protestantische Gotteshäuser? Die Dunkelheit, die noch heute über den wichtigsten Fragen der Katakombenforschung lagert, ist so groß, daß tiefgreifende Meinungsverschiedenheiten sehr wohl möglich sind, und wir sind weit entfernt von der Annahme, alle Schwierigkeiten gelöst zu haben. Wenn wir daher auch die ablehnende Besprechung bedauern, so erkennen wir doch ihre Sachlichkeit im großen und ganzen an.

In ganz anderer Tonart ist dagegen eine Besprechung von katholisch-theologischer Seite gehalten. Die „Theologische Wochenschrift" (Baden-Baden, 1905), hrsg. von D. Dr. J. E. Weis in Liebersdorf, katholischem Geistlichen, bringt in ihrer Nr. 51 vom 24. Dezember 1905 zwei Anzeigen der „Vorträge und Aufsätze aus der C. G.", welche die Arbeiten des Herausgebers über die Latomien und Loggien der Katakomben und über die Italienischen Akademien des 18. Jahrhunderts enthalten. Der Kritiker kann nicht einräumen, daß die in Rede stehenden Arbeiten als wissenschaftliche Forschungen anzusehen sind; er hält es vielmehr für richtig, von „Forschungen", d. h. von angeblichen Forschungen zu sprechen. Die Arbeiten Kellers sind ohne jeden Wert, denn der Verfasser stellt leere Behauptungen auf und „bleibt den Beweis schuldig". Schließlich erhält der also Verurteilte den Rat, sich lieber mit anderen Dingen zu beschäftigen. Warum — möchte man fragen — will der Herr Kritiker dem Verfasser nicht ein Vergnügen gönnen, das er, wenn er seine wahre Meinung gesagt hat, als sehr harmlos ansehen muß?

Wie aus dieser Besprechung der „Theologischen Wochenschrift" abgeschrieben liest sich eine Kritik, die einige Monate später in dem benachbarten Basel aufgesetzt und dann in Berlin („Deutsche Literatur-Zeitung", Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) gedruckt worden ist.

Referent ist H. Boos in Basel. Der Kritiker, dessen Gedankengang, wie gesagt, mit der obigen Besprechung merkwürdig übereinstimmt, hält es für angezeigt, in seinen Ausdrücken noch schwereres Geschütz als das erwähnte theologisch-katholische Organ aufzufahren. Alles, was Ludwig Keller schreibt, heißt es, „ist verschwommen, schief und falsch"; was er vorbringt, sind lediglich „längst und oft widerlegte Behauptungen". Keller leidet an einer „fixen Idee" und seine Arbeiten sind „Phantastereien". Es kann daher von eigentlichen Forschungen Kellers überhaupt nicht die Rede sein. Der Rezensent schließt mit dem Rat (siehe oben), der Verfasser möge sich anderen Aufgaben zuwenden.

Es ist zu bedauern, daß die „Deutsche Literatur-Zeitung" sich vor Aufnahme dieser Besprechung nicht der Kritiken erinnert hat, die sie über den Historiker H. Boos aus der Feder eines in hohem Maße vertrauenswerten Beurteilers, nämlich des bekannten Monumentisten Karl Uhlirz in Wien, in den Jahren 1897 und 1898 veröffentlicht hat. In der vornehmen Art, wie sie Uhlirz eigen war, wird hier ein vernichtendes Urteil über die Leistungen des Gewährsmannes der „Deutschen Literatur-Zeitung" abgegeben. Boos hatte im Jahre 1897 eine Wormser Stadtgeschichte veröffentlicht und ihr den, wie Uhlirz (a. a. O., Jahrgang 1897, Nr. 50) mit Recht sagt, „anspruchsvollen Titel" gegeben: „Geschichte der rheinischen Städtekultur". Man höre, wie Uhlirz, der selbst ein Kenner der deutschen Stadtgeschichte war, über diesen „anspruchsvollen" Verfasser urteilt: „Man vermißt", sagte er, „in dem Buche von Boos führende Gedanken und leitende Gesichtspunkte", von denen aus dies Durcheinander geordnet und erläutert würde. Es fehlt außerdem die „Hervorhebung des Wichtigen" (a. O., Jahrgang 1897, Spalte 1978). Das Ganze ist (nach Uhlirz) lediglich eine „Kompilation" und zwar sind die allgemeinen Verhältnisse „an der Hand der gangbaren Werke" geschildert. Uhlirz rügt den Gebrauch „moderner Schlagworte", weist zahlreiche Irrtümer im einzelnen nach und bedauert, daß Boos „zu vorschnell urteile"; er spricht die Hoffnung aus, daß Boos sich allmählich zu „größerer Klarheit des Ausdrucks und der Auffassung" durchringen werde[1]).

[1]) Uhlirz gibt einige sehr erheiternde Stilproben aus dem Werke, von denen hier nur wenige einen Platz finden mögen:

„Das Ergebnis dieser rasch fließenden Bevölkerungsbewegung war der erste Geistesfrühling Deutschlands: der Minnegesang und das Epos feierten ihre Triumphe.

Aber noch immer beherrschte das System der Naturalwirtschaft das wirtschaftliche Leben des größeren Teils der nordeuropäischen Völker.

Auch für einen so eminent begabten Dichter wie Walther von der Vogelweide gab es noch keine andere Art des Einkommens als Grundrente."

Es fehlt also dem Verfasser und seinem Buche eigentlich alles: eigne Gedanken, eigne Forschungen, Klarheit der Auffassung, sicheres Urteil und der Blick für das Wichtige; dagegen besitzt er außer seinen Ansprüchen die Fähigkeit der Kompilation und der Ausschreibung von Nachschlagewerken; er kennt die modernen Schlagworte und begeht zahlreiche Irrtümer im einzelnen!

Es ist, wie gesagt, einigermaßen auffallend, daß die „Deutsche Literatur-Zeitung“ einem von ihrem eigenen Gewährsmann derart charakterisierten Autor hervorholt oder gestattet, in ihren Spalten einen so hochfahrenden Ton anzuschlagen, um so auffallender, weil alle Welt das Urteil von Uhlirz teilt, und weil seit langen Jahren fast niemand mehr um das sich kümmert, was Boos schreibt — eine Tatsache, die Boos an einer Stelle seiner Geschichte der Freimaurerei, 2. Aufl. 1906 insofern selbst naiver Weise eingesteht, als er sagt, daß sein im Jahr 1894 erschienenes Buch „bei den Herren Literaturhistorikern keine Beachtung gefunden habe.“

Ganz ohne Ausnahme ist diese Behauptung allerdings nicht, denn als Boos vor einer Reihe von Jahren sich eine Kritik wie die obige über einen seiner Mitbewerber auf verwandten Arbeitsgebieten gestattete, hat er bei diesem eine sehr warme Begrüßung gefunden. Der von Boos in ähnlicher Tonart angeredete Forscher — es war J. G. Findel — hat auf die dünkelhaften Ausfälle, die der Herr sich gestattet hatte, in einer besonderen Schrift geantwortet, die zur Charakteristik der eigenartigen Persönlichkeit des Rezensenten der öffentlichen Aufmerksamkeit von neuem empfohlen sein mag. Der Titel der Schrift lautet: J. G. Findel, „Auch ein freimaurerischer Geschichtsschreiber. Eine Antikritik“. Leipzig, 1894, 38 S. (Preis 80 Pf.). „Den Maßstab meiner Antikritik, sagt hier Findel, bietet mir die grenzenlose Überhebung des Verfassers neben mangelhaftem Wissen und ungenügender Verarbeitung des Materials. Bei Behandlung meines literarischen Gegners schwebt mir ein Ausspruch Lessings vor Augen; ich glaube, daß meine Waffen zu der Dünkelhaftigkeit des Verfassers im rechten Verhältnis stehen“. Findel beruft sich an derselben Stelle auf die Tatsache, daß sein Urteil im wesentlichen auch von anderen Seiten, wie von W. Begemann geteilt wird; auch der letztere tadelt das „anspruchsvolle Auftreten“ des Verfassers, der „keineswegs auf die Quellen zurückgegangen ist“ und „durchaus nicht überall sine ira et studio verfährt“. Begemann sagt über Boos' Geschichte der Freimaurerei (Basel, 1894): „Der Hauptpunkt der Geschichte der Freimaurerei, die Entstehung und erste Entwicklung derselben, wird durch das Buch in keiner Weise gefördert, vielmehr werden über diese Fragen Ansichten vorgetragen, die vor einer ernsten und gesunden Kritik gar nicht mehr bestehen können. Der Mangel

an selbständigen Quellenstudien tritt hier besonders störend hervor. Hier arbeitet der Verfasser stark mit der Phantasie, was er seinen Vorgängern so sehr vorwirft.“ „Ein maurerischer Nichtswisser“, sagt Findel, „der aber die Kunst versteht, recht forsch und mit der Miene der Unfehlbarkeit aufzutreten, so daß er Leichtgläubigen imponiert, hat vor einiger Zeit ein Buch veröffentlicht . . . wir meinen die angebliche „Geschichte der Freimaurerei“ von Heinrich Boos in Basel. Schon der Titel ist bei näherem Zusehen nicht zu rechtfertigen, da das Buch weniger abgeklärte historische Forschungsresultate und eine Darstellung des geschichtlichen Verlaufs bietet, als vielmehr eine hochmütig absprechende Polemik gegen alle jene Schriftsteller, welche sich seit Anderson mit der Geschichte des Bundes befaßt“ (haben).[1]) Findel gibt einige Proben des Tons, in dem Boos urteilt; so sagt Boos über das vortreffliche Werk von Robert F. Gould, History of the Freemasonry: „Gould, History ist ein echtes Beispiel englischer Borniertheit“; andere Forscher werden als „große Schwindler“ bezeichnet usw., usw. — Es ist mithin eine sehr gefährliche Sache für jeden Schriftsteller, gleichviel was er ist oder was er bedeutet, einen Acker zu bestellen, auf dem Herr Boos einmal seinen Pflug angesetzt hat; er wird jeden unzweifelhaft anpöbeln.

So wenig erheiternd solche leidenschaftlichen Angriffe an sich sind, so sind sie andererseits doch wieder das Symptom einer auch sonst wahrnehmbaren erfreulichen Tatsache: sie beweisen nämlich, daß der Einfluß der C. G. und ihrer Veröffentlichungen im Wachsen ist und daß man das schwerste Geschütz für nötig hält, um ihn einzudämmen; ob es gelingen wird ist zu bezweifeln.

Wir können uns nicht enthalten am Schlusse auf die Auseinandersetzung mit literarischen Gegnern hinzuweisen, die wir im Jahre 1897 unter dem Titel: Grundfragen der Reformationsgeschichte (Vorträge und Aufsätze aus der C. G. V, 1/2, Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, Preis M. 1,50) veröffentlicht haben. Es hatte sich seit dem Ende der achtziger Jahre eine wahre Flut von Streitschriften über die Veröffentlichungen des Verfassers und später über die C. G. ergossen; namentlich waren die Professoren D. Lüdemann (Bern), D. Karl Müller (Breslau), D. von Nathusius (Greifswald), Pfarrer D. G. Bossert (Nabern), Dr. H. Haupt u. a., als Kämpfer auf dem Schauplatz erschienen und kein einziger Angehöriger der zünftigen Wissenschaft hatte gewagt sich für die damals bekämpften Auffassungen einzusetzen. In der erwähnten Abwehr hatte ich in aller Ruhe auf die Kämpfe der Scholastik mit dem älteren Humanismus verwiesen und bemerkt, daß das Geschrei über mangelnde Wissenschaft und Methode, wie es einst wider die „Grammatiker“ und „Poeten“ von der gesamten Zunft

[1]) Ein Teil dieses Satzes ist von uns gesperrt worden.

erhoben worden sei, den Sieg der bekämpften Auffassungen keineswegs habe aufhalten können. Und wie stehen die Dinge heute? Man lese die Dogmengeschichte von Harnack (dritter Band), die Grundlinien der Kirchengeschichte von Loofs und neuerdings den hochinteressanten Vortrag von Ernst Troeltsch, den dieser am 21. April 1906 unter lebhaftestem Beifall auf der neunten Versammlung deutscher Historiker zu Stuttgart gehalten hat (Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt. München und Berlin, R. Oldenbourg 1906, 66 S., M. 1.20) und man wird finden, daß alle wesentlichen Sätze, die einst, als ich sie zuerst aufstellte, als Ausfluß „phantastischer Historik" bekämpft wurden, auf dem siegreichen Vormarsch begriffen sind. Und wer wagt heute noch dagegen aufzutreten? Ludwig Keller.

Besprechungen und Anzeigen.

Alfred Heubaum, Geschichte des deutschen Bildungswesens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts. I. Band. Das Zeitalter der Standes- und Berufserziehung. Berlin, Weidmann, 1905. XII. 403 S. 8 Mark.

Das vorliegende Werk hat sich eine große Aufgabe gestellt. Es will „darlegen, wie sich das Bildungswesen der Neuzeit nach Organisation, Inhalt und Methode in Wechselwirkung mit dem politischen, sozialen und geistigen Leben gestaltet hat". Demgemäß setzt die Darstellung mit der Mitte des 17. Jahrhunderts ein und behandelt im ersten Buche die „Wissenschaft und Lebensauffassung im Zusammenhange mit der politischen und wirtschaftlichen Umgestaltung des 17. Jahrhunderts", die wissenschaftlichen Akademien und die Adelsschulen und schließlich die „Kultur und Unterrichtspolitik der deutschen Territorialfürsten", namentlich des Herzogs Ernst von Gotha, des Pfalzgrafen Karl Ludwig, der Herzöge Friedrich III. und Christian Albrecht von Schleswig-Holstein und des Großen Kurfürsten. Das zweite Buch beschäftigt sich zunächst mit Leibniz und Locke und ihrem „aristokratischen Bildungsideal", mit August Hermann Francke, Hübner und Thomasius, um dann eingehend der von ihnen und der neuerrichteten Universität Halle ausgehenden pädagogischen Bestrebungen und der hervorragenden Schulpolitik König Friedrich Wilhelm I. zu gedenken. Der dritte Abschnitt schildert, nachdem die Bedeutung des klassischen Altertums für das Bildungswesen der Neuzeit gebührend gewürdigt worden, das Wirken Matthias Gesners, seine und der Universität Göttingen Bedeutung für das Unterrichtswesen und die pädagogische Theorie um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Das vierte Buch ist der „Organisation des Unterrichtswesens im Ständestaat des 18. Jahrhunderts" gewidmet. Das einleitende Kapitel erörtert

feinsinnig das Erziehungs- und Bildungsideal eines Shaftesbury und Bolingbroke. Im Anschluß daran wird gezeigt, wie unter andern Abt Jerusalem und Wieland bemüht waren, jene Ideale auf deutschem Boden zu verwirklichen. Aus allen diesen Bestrebungen brach sich die Überzeugung Bahn, daß eine Ausgestaltung der Schule nach oben hin notwendig sei, ohne freilich vor der Hand deren standes- und berufsmäßigen Charakter ändern zu können, den jetzt der unter Friedrich dem Großen „zur vollen Ausgestaltung gelangende Ständestaat nach allen Seiten hin zur Erscheinung brachte“. Die erzieherische Tätigkeit des Königs erstreckte sich, wie im einzelnen anschaulich dargetan wird, in erster Linie auf die Bildung des Adels. Aber neben der Adelsschule gelangte auch die den gewerblichen Bedürfnissen des Bürgerstandes dienende Realschule durch Johann Julius Hecker zur Verwirklichung und endlich erfuhr auch das Landschulwesen bald nach Beendigung des siebenjährigen Krieges durch das Generallandschulreglement vom 12. August 1763 eine umfassende gesetzliche Regelung. Die Schule stand jetzt ganz im Dienste des absoluten Staates und hatte die „Aufgabe, die Untertanen für die ihnen kraft ihrer Geburt und ihres Standes in der gesellschaftlichen Ordnung zukommende Stellung vorzubereiten“. Maßgebend war dabei der allgemein anerkannte Grundsatz, daß die Kinder dem Staate gehörten und seinen Zwecken dienstbar zu machen wären. Bekanntlich hat erst der Einfluß Rousseauscher Ideen diesen Grundsatz erschüttert und die Frage aufgeworfen, ob das Kind zum Staatsbürger oder zum Menschen zu erziehen sei. —

Das bedeutsame Werk, die reife Frucht umfassender Studien, füllt unzweifelhaft eine bisher tief empfundene Lücke in der Geschichte des deutschen Bildungswesens aus. Die überall anregende und anschauliche Darstellung beruht in ihren Hauptteilen auf archivalischem Material, das mit Umsicht herangezogen, mit eindringendem Verständnis und besonnenem, sicherem Urteil verarbeitet ist. Infolgedessen sind auch die Ergebnisse des Buches nicht gering anzuschlagen. So wird hier unter anderen zum ersten Male die Tätigkeit des Großen Kurfürsten, vor allem aber die des Königs Friedrich Wilhelm I., auf dem Gebiete der Erziehung erschöpfend behandelt und ihr Verdienst um das preußische Schulwesen voll gewürdigt.

Andererseits ist aber auch nicht zu verkennen, daß die nüchterne Sachlichkeit, mit der der Verfasser die Dinge betrachtet, ihn hier und da verleitet, teilnahmlos an einer Reihe historischer Erscheinungen vorbeizugehen, die zwar nach seiner Meinung nebensächlicher Art sind, die aber zweifellos aufmerksamste Beachtung verdienen. So ist z. B. der Anteil, den die Freimaurerei und der damit in engem Zusammenhang stehende, ausgeprägte Koalitionsdrang des 18. Jahr-

hunderts an den Bildungsbestrebungen der Zeit hatte, merkwürdigerweise dem Verfasser völlig entgangen. Ebenso wenig kommen die in ähnlichem Sinne wirkende, tiefgehende Sozietätsbewegung des 17. Jahrhunderts und ihre hauptsächlichsten Vertreter, wie der Fürst Ludwig von Anhalt-Cöthen, Zesen, Jungius, Harsdörfer, Rist, Joh. Val. Andreae, Wulfert, Hartlieb, Comenius und andere, zu dem ihnen gebührenden Recht. Unsere Kenntnis von diesen Dingen ist allerdings noch ziemlich beschränkt. Wandel kann hier nur schaffen ein eindringendes Studium, namentlich der umfangreichen sog. alchemistischen Literatur und eine systematische Durchforschung der sächsischen Bibliotheken und Archive. Die Aufgabe ist schwer und fordert große Entsagung, dürfte aber die Mühe lohnen. Bedeutsame Anfänge liegen bereits in dem überaus fleißigen Buche von Katsch („Die Entstehung und der wahre Endzweck der Maurerei“, Berlin 1897) vor. Auch unsere Monatshefte haben schon mehrfach wertvolle Anregungen nach dieser Richtung gegeben und gezeigt, wo die Forschung mit Aussicht auf Erfolg einzusetzen hat. — Schließlich darf ich nicht unerwähnt lassen, daß der Beiname „Cicero“, den der Verfasser dem Kurfürsten Johann zulegt (Seite 50), ebenso unberechtigt ist, wie das Epitheton „bildungseifrig“, mit dem er ihn schmückt. Bildungseifer in der Mark macht sich erst einigermaßen unter dem Sohne und Nachfolger Johanns, dem im humanistischen Frankenlande erzogenen Kurfürsten Joachim I., bemerkbar. G. S.

Ernst Troeltsch, Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit. (Die Kultur der Gegenwart, herausgegeben von P. Hinneberg. I, 4: Die christliche Religion. Teubner, Leipzig 1906.)

Das Werk „Die Kultur der Gegenwart“ bietet in seinen ersten Abteilungen die Darstellung der christlichen Religion nach ihrer geschichtlichen und systematischen Seite. Troeltsch hat auf diesem Gebiete „Das Wesen der Religion und der Religionswissenschaft“, auf jenem „Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit“ behandelt, den umfangreichsten Abschnitt dieser ganzen Abteilung. Mit der Sachlichkeit des reinen Historikers hat der Verfasser hier für die Gebildeten umfassend geleistet, was er für den Fachmann im einzelnen geboten hatte in den ausgezeichneten Artikeln der Herzogschen Real-Enzyklopädie über Aufklärung, Deismus, deutschen Idealismus, englische Moralisten: eine das Wesentliche heraushebende und zusammenfassende Darstellung des Protestantismus; nicht nur der Kirchen und ihrer Lehren und Einrichtungen, wie man vielleicht vor einigen Jahrzehnten noch getan hätte, sondern eine Darstellung, die in dem Gewebe des Sachlichen stets besonders den gerade hier so wichtigen persönlichen Einschlag, neben der Lehre die mitwirkenden allgemeinen Stimmungen und Verhältnisse, die Wirkungen des Protestantismus auf

den verschiedensten Gebieten verfolgt und so, ohne scholastische Schablonisierung, ohne starre Begriffe der lebendigen Vielseitigkeit alles dessen, was sich protestantisch nennt, gerecht wird. So entwickelt er neben den modernen Elementen im Protestantismus auch die mittelalterlichen Grundlagen, auf denen er sich zunächst doch aufgebaut hat, und schließt an die Charakteristik der Reformatoren und der Reform-Bewegungen des 16. Jahrhunderts den Alt-Protestantismus des 16. und 17. und den modernen des 18. und 19. an. Schon diese Gruppierung zeigt, daß er in der Abgrenzung der Kirchen im Protestantismus nichts bleibend Charakteristisches sieht, und daß für ihn mit dem Untergang der Grenzen und Eigentümlichkeiten der Konfessionskirchen eine ganz neue Gestalt des Protestantismus erschienen ist, die nach kirchlicher oder kirchenähnlicher Organisation noch sucht. Die mittelalterliche Kulturform, die auf dem Supranaturalismus der Erlösung und Kirchenstiftung erbaute, kirchlich geleitete Kultur hat West-Europa bis zum Ende des 17. Jahrhunderts beherrscht und ist erst seit dem 18. zusammengebrochen. Moderne Weltverhältnisse und Wissenschaft und durch beide veränderte Welt- und Lebensbetrachtung haben auch den protestantischen Kirchen den Boden entzogen, auf dem sich bisher alle größeren Kirchen gebildet haben. Uns muß hier besonders die Würdigung interessieren, die Troeltsch allen den Männern und ihren Gedanken zu teil werden läßt, die an diesem Werke der Umgestaltung mitgewirkt oder, oft zu früh für ihre Zeit, ihm vorgearbeitet haben. Das gilt besonders für Humanismus und Täufertum, jener zurückgedämmt oder in seinen religiösen Folgerungen nicht ausgenutzt, dieses zunächst grausam zertreten, bis dann beider Gedanken, naturgemäß in mannigfacher Ausgestaltung, in neuen Verbindungen, eine späte Genugtuung und in der Bildung des Protestantismus einen vollständigen Sieg errangen, seit sie in den religiösen Bewegungen Englands im 17. Jahrhundert und im deutschen Pietismus, in der englischen und deutschen Philosophie des 18. und im deutschen Idealismus zum Gemeinbesitz alles führenden geistigen Lebens in den zukunftsreichsten Nationen wurden. Troeltsch wird in vollem Maße den Männern gerecht, die schon in der reformatorischen oder altprotestantischen Periode modern dachten: einem Erasmus, den remonstrantischen Theologen, den führenden Täufern, einem Seb. Franck, Castellio, Val. Weigel, Comenius, vor allem den englischen Trägern moderner Gedanken in religiösem Gewande, in England selbst und in Amerika. Auf die neuen Probleme, welche die moderne Welt und Wissenschaft der christlichen Religion stellte, vermochten die mittelalterlich aufgebauten Konfessions-Kirchen keine Antwort zu geben. Die neue Welt verlangte auch eine neue Religion: Persönlichkeit und Freiheit, das Göttliche im Menschen und in der Welt-Entwicklung, nicht nur in der Kirche, Gott in der Welt,

nicht über ihr, und alles in ihm, und das Bestreben, im Lichte dieser Gedanken das gesamte menschliche Leben zu betrachten: das waren Züge, die sich auf keinen Fall aus den Konfessions-Kirchen, kaum aus der Reformation, aber gewiß aus jenen bei Seite gedrängten Bewegungen herleiten lassen, wenn auch Troeltsch mit Recht darauf hinweist, wie Motive und Art solcher modernen Gedanken bei jenen Vorläufern oft doch noch recht wenig modern waren, und wie die ganze neuere Geisteswelt und Bildung, auch wo sie zum Christentum freundlich steht oder sich mit ihm zu verbünden sucht, Keime entwickelt hat, die jenen Männern des 16. und 17. Jahrhunderts noch fremd waren.

Hamburg. R. Kayser.

Otto Baumgarten, Carlyle und Goethe (Lebensfragen, herausgegeben von H. Weinel.) Tübingen 1906.

Vorlesungen, die der Verfasser im verflossenen Winter in Kiel vor Frauen gehalten hat, bietet er hier einem weiteren Kreise dar; wenn er auch nach der eindringenden und umfassenden Darstellung Carlyles durch Hensel kaum Neues bringt, immerhin ein schätzenwertes Unternehmen. Denn jeder Versuch, den gedankenreichsten Mann der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts uns näher zu bringen, muß freudig begrüßt werden, zumal wenn er in seinen Beziehungen zu unseren großen Männern, hier zu Goethe, geschildert wird und uns so zu unseren eigenen Schätzen wieder hinzuleiten vermag. Carlyles Entwicklung und Gedanken bilden das eigentliche Thema des Buches, in das dann die Einflüsse, die er von Goethes Persönlichkeit und unter seinen Werken vor allem von Wilhelm Meister erfahren hat, hinein verflochten werden. Dem Verfasser mußte es nahe liegen, einerseits den Geist des Calvinismus, der in Carlyle lebenslang gewirkt hat, zu betonen und andererseits die Darstellung des Gedankens der Heldenverehrung und der sozialpolitischen Ideen in die Betrachtung der „Weiterbildung der christlichen Religion durch Carlyle und Goethe" auslaufen zu lassen. In diesen gemeinverständlichen und überzeugenden Ausführungen der zweiten Hälfte dürfte der Hauptwert des Buches liegen. Dem, der nach dieser Seite mehr sucht, wird vielleicht ein Hinweis auf den ersten Band derselben Sammlung, auf die ausgezeichnete Darstellung der „Religion unserer Klassiker" durch K. Sell willkommen sein; beide Bücher erfüllen, jedes in seiner Weise, den Zweck, den der Herausgeber der ganzen Sammlung bestimmt hat: denen zu dienen und zu helfen, die in den überlieferten Formen der Religion und Sittlichkeit Verstand und Herz nicht mehr zu befriedigen vermögen und sich im Kampfe um die Weltanschauung nach Klarheit und Kraft, nach neuem Lebensinhalt sehnen.

Hamburg. R. Kayser.

Auswahl aus den kleinen Schriften von Jakob Grimm. Mit einem Bildnis Jakob Grimms. 8° 286 S. Hamburg, Gutenbergverlag (Dr. Ernst Schultze), 1904. Brosch. 2 M, geb. 3 M.

Die von E. Schultze herausgegebene und mit einer Einleitung versehene Auswahl der kleinen Schriften Jakob Grimms enthält die hervorragendsten Abhandlungen des bekannten deutschen Sprachforschers und ist durch den Inhalt wie durch die schöne Ausstattung geeignet, ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes zu werden. Der Name „Grimm“ spielt in der Geschichte der deutschen Literatur und des deutschen Volkslebens eine besondere Rolle, kaum ein anderer Forscher kann sich so großer Beliebtheit und Volkstümlichkeit erfreuen wie die Brüder Grimm, die dem deutschen Volke den Sagen- und Märchenschatz der Vorfahren wiedergeschenkt und dadurch einen nachhaltigen Einfluß auf die Entwicklung der Geistestätigkeit, des Volkslebens und der Volksbildung ausgeübt haben. Neben den allbekannten Märchen und Sagen der Brüder Grimm sind ihre anderen Schriften nur wenig bekannt im Volke, und es ist sicher ein großes Verdienst, daß Ernst Schultze eine Auswahl der Reden und Abhandlungen Jakob Grimms in der vorliegenden preiswerten Ausgabe dem deutschen Volke wieder zugänglich gemacht hat. In einer kurzen, aber liebevoll geschriebenen Einleitung sucht Schultze den Leser über das Wirken und die Bedeutung Jakob Grimms aufzuklären. Er schildert den Lebenslauf des bedeutendsten deutschen Sprachforschers in seinen Hauptzügen, gedenkt der Einzeltätigkeit Jakobs als Bibliothekar in Kassel und des gemeinsamen Wirkens beider Brüder in Göttingen bis zu ihrer schmachvollen Entlassung, über die Jakob eine in die Sammlung aufgenommene Schrift verfaßt hat, und schildert dann die langjährige gemeinsame Forscherarbeit der Brüder in Berlin. „Jakob Grimm“, sagt Schultze, „ist der Begründer der deutschen Altertumsforschung, die er unter genauester Erforschung von Einzelheiten mit großartigem wissenschaftlichen Scharfblick ins Leben gerufen hat. Er wie sein Bruder Wilhelm forderten daß nichts von alter Überlieferung, kein Überbleibsel alter Schrift, alter Worte und Formeln, alter Bräuche, alten Glaubens und Aberglaubens umkommen dürfte; denn es wäre möglich, durch geschickte Deutung der Überreste vergangener Zeiten tiefe Blicke in die Geschichte der alten Dichtkunst, in die Gestaltung unserer Sprache, in die innere Entwicklung unseres Volkes zu tun“. Mit diesem wissenschaftlichen Mut, den Wilh. Schlegel oft verspottete, dem wir aber so manche Werke Grimms, wie das „Deutsche Wörterbuch“ und die „Deutsche Grammatik“, verdanken, verband Jakob einen eisernen Fleiß und eine bewundernswerte Genügsamkeit, die ihn befähigten, das einmal begonnene Werk auch unter mannigfachen Entbehrungen unentwegt bis zum Ende durchzuführen. Während die großen wissenschaftlichen Werke Jakob

Grimms nur von dem engen Kreis der Fachgenossen mit Verständnis gelesen werden können, weitet sich der Kreis der Leser, wenn wir den Blick auf seine allgemeineren Schriften richten. „Denn in ihnen", sagt der Herausgeber, „spricht auch sein Herz mit, sein warm schlagendes für alles Große und Edle begeistertes Herz, und der hohe Schwung seiner Gedanken wird von einer so edlen, so schönen Sprache getragen, daß schon ihr Wohllaut unserem Wesen freudige Stimmung mitteilt. Die Anmut des Tones, die leichte Beherrschung der Sprache, die schönen ungemein treffenden Bilder, an denen Jakob Grimms Reden so reich sind, der weite Blick endlich, der uns von scheinbar kleinem Kreise aus in weite Fernen aufgetan wird — sie machen diese Schriften zu einem ruhigklaren Leben, Jugend und Kraft spendenden Born, der allen Deutschen offen steht und der weit mehr als bisher von allen Gliedern unseres Volkes genossen werden sollte."

Wir können uns dem letzten Wunsche des Herausgebers nur anschließen, denn einzelne Schriften, wie die Rede auf Schiller oder die auf Wilhelm Grimm geben dem Leser durch den kraftvollen, freundlichen Ton, durch ihre Lebensfreudigkeit und ihre zu Herzen gehende Menschenliebe ungemein viel Anregung zum Nachdenken und tragen zur Entwicklung des Charakters in hohem Grade bei. G. A.

Bemerkungen und Streiflichter.

Wenn man die vertraulichen Äußerungen der führenden Geister der älteren Kultgenossenschaften des Humanismus überblickt, so treten bestimmte leitende Gedanken klar hervor, die in den späteren Zeiten mehr oder weniger verdunkelt worden sind. So kehrt in der Symbolik gewisser Stufen die Mahnung deutlich wieder, daß deren Glieder die eigentlichen Wurzeln ihres Daseins in der **Welt des Ewigen** suchen und darin und dadurch die *Ruhe* und die *Heiterkeit des Geistes* gewinnen sollen, die denen stets fehlen wird, deren Sinnen und Trachten allein an der Welt des Vergänglichen haftet. Den weisen Männern, die die Grundlagen dieser Lehre und Zeichensprache geschaffen hatten, war zugleich vollkommen klar, daß aus dieser auf die Welt des Ewigen gerichteten Gesinnung ungeahnte Kräfte erwachsen, um die Welt des Diesseits zu bemeistern.

Kultische Organisationen haben bisher stets, wo sie als Minderheitsparteien sich wider übermächtige Gegner zu behaupten hatten, ein Bestreben gezeigt, ihre eigne *Geschichte* zu **verschleiern** oder zu **verheimlichen.** Das läßt sich nicht allein bei den Kultgemeinschaften des Humanismus beobachten, sondern ebenso z. B. bei der Geschichte der **Brüdergemeinde.** In der Zeitschrift „Herrnhut" vom 27. Juli 1906 findet sich ein Artikel „*Die Gesellschaft für Brüdergeschichte*", in dem die Tatsache der

Verschleierung und Verheimlichung ausdrücklich festgestellt wird; es sei, heißt es dort, die höchste Zeit, mit dem früheren System zu brechen und die gesamte Geschichte der Brüder-Unität dem hellen Lichte der Wissenschaft auszusetzen.

Das Dunkel, das vielfach noch jetzt über der Geschichte der älteren Ordens-Systeme des Humanismus liegt, beruht zum Teil darauf, daß Dinge, die sich vor Jahrhunderten unter dem Schleier des Geheimnisses vollzogen haben und infolge des entsetzlichen Verfolgungswahns nicht anders vollziehen konnten, sich heute natürlich entweder nur sehr schwer oder nur unvollständig feststellen lassen. Es kommt aber noch ein anderer Umstand hinzu, auf den bereits im Jahre 1839 ein verständiger Geschichtsforscher, nämlich Georg Kloß, hingewiesen hat. Kloß sagt (Neueste Zeitschrift für Freimaurerei, Jahrgang 1839, Altenburg, S. 243), es sei eine dringende Sache für die bestehenden Logen-Systeme gewesen, die wahre Geschichte der Maurerei im Dunkeln zu lassen, „**um die dem eigenen System-Interesse entsprechende unechte Historia Ordinis desto leichter einzuschwärzen**". Diese Beobachtung ist vollkommen zutreffend. Jedes neue Großlogen-System, das sich durchkämpfen und zur Herrschaft bringen wollte, mußte mit dem Anspruch auftreten, daß es selbst die einzig wahre Form der alten Brüderschaft darstelle und daß mithin alle übrigen Systeme mehr oder weniger „Winkellogen" seien. Dieser Anspruch war nur durchzusetzen, wenn man lediglich die eigne Geschichte gelten ließ, die Traditionen der übrigen aber für „apokryph" erklärte, als unecht, erfunden oder „geschichtlich unerwiesen" behandelte und ihre Darsteller als Phantasten brandmarkte. Diese Verteidiger von „System-Interessen" waren allerdings keine Phantasten, dafür waren sie aber etwas anderes, nämlich Fälscher: sie sahen absichtlich nicht, was Phantasten nur zu übersehen pflegen.

Es ist von jeher in großen geistigen Kämpfen ein wichtiges Kampfmittel gewesen, die **Kampfes-Organisationen** dem Auge des Gegners möglichst zu entziehen und ihr Vorhandensein zu **verschleiern.** Da harmlose Gemüter ein Gruseln zu befallen pflegt, wenn sie von geheimen Verbindungen und Organisationen hören, so pflegt jede Partei öffentlich ihren Abscheu vor solchen Mitteln zu versichern; trotzdem aber pflegen alle Parteien ohne Ausnahme dieses Kampfmittel gelegentlich zu benutzen. Innerhalb der protestantischen Kirche des 18. Jahrhunderts sind die „Stillen im Lande" ja bekannt genug geworden, und neuerdings ist das Vorhandensein einer „**St. V.**" (Stillen Vereinigung) mit geheimem Programm und Mitgliederbestande bekannt geworden, die aus Mitgliedern des Lehrkörpers der evangelischen Kirche sich zusammensetzt.

In jenen Jahrtausenden, wo die Menschen noch an die Göttlichkeit des Erdensterns glaubten — es sind die Zeiten, wo der Kult der „Mutter Erde" (Magna Mater) noch herrschte — war die Idee der Beseelung des Alls noch lebendig in den Menschen. Selbst ein Teil der ältesten griechischen Philosophen kennt

noch diese Vorstellung und wenn Heraklit sich die „Physis“, d. h die „Natur“ als Person denkt, so personifiziert er gleichsam auch unseren Erdenstern, der mit der „Natur“ identisch ist. Und wie tief steckt selbst noch im heutigen Geschlecht die Ahnung, daß die „Natur“ mehr ist als ein Chaos unbewußter Kräfte, daß sie die Eigenschaften eines Wesens, eines heiligen Wesens hat:

Süße, heilige Natur
Laß mich gehn auf deiner Spur!

Die **griechische Welt** war bei ihrer Totenfeier von dem Gedanken geleitet, dem Tode das Schreckende tunlichst zu nehmen, und die ältesten Christen waren, solange sie ihre Totenfeste in den Latomien und Loggien der Katakomben feierten, von dem gleichen Streben erfüllt. Daraus erklärt sich die Poesie, die man durch die Farbenglut von Blumen, durch den Duft der Narde und durch strahlende Lichter dem Feste der Toten zu geben suchte. Die römische Weltkirche hat diese Bräuche der Katakomben beseitigt. Man war der Ansicht, daß darunter der Ernst des Todes Schaden leide, und die **Furcht vor dem Tode** ward als ein nützliches Erziehungsmittel bezeichnet.

Kein einzelner, auch keine Vielheit von Menschen, sofern sie in der Minderheit und nicht im Besitze maßgebenden politischen Einflusses ist, steht den stärkeren Kräften der Umwelt gegenüber völlig unabhängig da, jeder einzelne und selbst jede unterdrückte Minderheit ist infolgedessen mehr oder weniger zu **Anpassungen** genötigt, mit denen jeder Geschichtsforscher bei Beurteilung der Entwicklung von Minderheitsparteien rechnen muß.

Die Christen der ersten Jahrhunderte befanden sich ebenso wie alle früheren und späteren Kultgesellschaften, die außerhalb der Staatskirchen eine Existenz suchen mußten, in der Zwangslage, mit allen erlaubten Mitteln vor den Nachstellungen mißleiteter Volksmassen Schutz und Deckung zu suchen. Eines dieser Mittel bestand in der Einführung einer nur den Mitgliedern verständlichen Zeichensprache: es ward in der Not der Zeit ein System von Decknamen und Deckzeichen üblich, das lebhaft an die in der Naturgeschichte wohlbekannten Deckfarben bedrohter Tiergattungen erinnert, ein System, das durch eine beabsichtigte **Angleichung und Anpassung** an die umgebende Vorstellungswelt charakterisiert wird und das dazu bestimmt war, eine ungestörte Fortpflanzung und Ausbreitung zu sichern. Obwohl die Gegner, die sich hierdurch zum Teil um die Früchte ihrer Anstrengungen gebracht sahen, mit Haß und Verachtung auf diese Kampfmittel herabsahen — Kampfmittel, die sie, wo sie ihrerseits in der Minderheit waren, ungescheut selbst anwandten — so besaßen sie doch keine Möglichkeit, wirksam dagegen einzuschreiten, am wenigsten natürlich dort, wo der weltliche Arm sich weigerte, sich zum Büttel herzugeben. (Vgl. MCG XI [1902], S. 123 f.) Nachdem die Geschichtsschreibung diese überaus merkwürdigen Erscheinungen der Religions- und Geistesgeschichte bisher so gut wie völlig ignoriert hat, ist es natürlich nicht möglich, hier mit einem Schlage Wandel zu schaffen.

Die Geschichte der Astronomie ist ebenso wie die der Mathematik seit vielen Jahrhunderten mit der Geschichte der älteren Sozietäten auf das engste verbunden. Der Mitschüler Valentin Andreaes in der Schule des Theologen und Astronomen Michael Maestlin aus Göppingen (geb. 1550, gest. 1631 in Tübingen) war **Johannes Kepler**, der im Jahre 1571 in Weil der Stadt (Württemberg) geboren war und im Jahre 1630 zu Regensburg gestorben ist. Kepler, der große Begründer der neueren Astronomie war Mitglied derselben Sozietäten, denen später auch sein Sohn Ludwig Kepler (geb. 1607) angehört hat. Die Weltanschauung beider Männer ist auf dem gleichen Boden wie die Valentin Andreaes erwachsen. Eine nähere Untersuchung wäre dringend erwünscht.

Ein für weitverbreitete Zeitströmungen charakteristisches Buch sind die Reden und Aufsätze, welche Ernst und August Horneffer unter dem Titel **„Das klassische Ideal“** vor kurzem veröffentlicht haben. Das Buch ist, wie die Vorrede sagt, dazu bestimmt, der Gegenwart zu dienen und es gipfelt im zweiten Teil in einer umfangreichen Darlegung, die den Titel trägt „Die künftige Religion“. Die Verfasser suchen darin im Anschluß an Nietzsche die Grundlagen für ein neues Zeitalter der Menschheit zu legen, dessen Morgenröte sie durch ihre Schrift heraufzuführen überzeugt sind. Gekennzeichnet wird das ganze Buch durch den allen Anhängern Nietzsches eigenen Haß gegen das Christentum, der immerfort in hellen Flammen durchbricht. „Was in Europa Großes geschah, heißt es u. a. S. 327, geschah vor dem Christentum — denn auch das Christentum ist wie alle asiatischen Religionen eine Religion des Todes und nicht des Lebens — oder nach dem Christentum, als das Christentum schon wankend wurde, trotz des Christentums.“ Merkwürdig ist nun, zumal wenn man den Titel im Auge behält und beachtet, daß nach Ernst Horneffers Worten „das Griechentum in Plato gipfelt“, Plato und der Platonismus derselben Verdammnis anheimfällt. „Plato“, sagt Horneffer, „war das Verhängnis Europas. Er fluchte dem Griechentum, er strich sein eigenes Volk durch. Man möchte heute wehe, wehe! rufen über diese Tat“ usw. Wenn man sich nun erstaunt fragt, wie ein Philosoph, der für das Griechentum schwärmt und in Plato den Gipfel dieses Griechentums erkennt, zu solcher Verurteilung Platos kommt, so liegt die Lösung dieses Rätsels in den Worten, die man an derselben Stelle liest: „Plato brach der asiatischen Religion (d. h. dem Christentum) die Bahn, Plato war der erste Christ.“

Innerhalb der Brüdergemeinde ist ein **„Verein für Brüdergeschichte“** (Jahresbeitrag M. 5) ins Leben getreten, an dessen Spitze folgende Herren stehen: Br. Joseph Müller, Archivar in Herrnhut, Vorsitzer und Herausgeber der Zeitschrift; Br. Gerhard Reichel, Dozent in Gnadenfeld, stellvertretender Vorsitzer und Mitherausgeber der Zeitschrift; Br. Walther E. Schmidt, Vikar in Prag II, Hálekgasse 5 I, Sekretär und Kassenwart. Die Aufgabe der Gesellschaft soll die Herausgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift sein. Um auch für auswärtige Kreise am klarsten den Zweck zu bezeichnen schien der Name: „Zeitschrift für Geschichte der Brüderunität“ zweckmäßig. Sie soll in Halbjahrsheften erscheinen, Januar 1907 beginnend. Wir wünschen dem neuen Verein den besten Erfolg und hoffen, daß er auch den Aufgaben, die wir uns hier gestellt haben, förderlich sein wird.

Druck von Denter & Nicolas, Berlin C.

Immanuel **Kants** Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Herausgegeben von Karl Vorländer. Leipzig 1906. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. Preis 1,40 M.

Kapff, Dr. E. Die Erziehungsschule. Ein Entwurf zu ihrer Verwirklichung auf Grund des Arbeitsprinzips. 79 S. Stuttgart, Verlag von Julius Hoffmann. Preis 1,20 M.

Katalog der Pädagogischen Centralbibliothek (Comenius-Stiftung) zu Leipzig III. Bd., 2. Abt. Leipzig 1906. Selbstverlag der Pädagogischen Centralbibliothek. In Kommission Buchhandlung E. Gräfe und Alfred Hahn, Leipzig. Preis 70 Pf.

Dr. Th. Kerrl. Das Leben des Comenius und die Entstehung seiner wichtigsten Schriften.
— II. und III. Teil. Die wichtigsten pädagogischen Schriften des Comenius.
— IV. Teil. Die Bedeutung des Comenius.
Halle a. S. Pädagogischer Verlag von Hermann Schroedel. (A. u. d. T.: Schroedels pädagogische Klassiker, herausgegeben von Friedrich u. Gehrig.)

Kietz, H. Erziehungssorgen. Wegweiser zur Heilung der Fehler unserer Jugend. 107 S. Leipzig, Konrad Grethleins Verlag. Preis geb. 1 M.

Kinkel, Walter. Geschichte der Philosophie als Einleitung in das System der Philosophie. I. Teil. Gießen 1906. Alfred Töpelmann. Preis br. 6 M., geb. 7 M.

Klapp, Ludwig. Was ist Religion? Ein Vortrag im Hamburger Protestantenverein. Hamburg 1906. Hermann Seippel.

Krejči, Augustin und **Dr. Jan V. Novák.** Jana Amosa Komenského Didactica Veliká. V Praze 1905.

Die Lebenskunst. Zeitschrift für persönliche Kultur. Herausgeber und Verleger: Karl Lentze, Leipzig. Bezugspreis vierteljährlich 1 M., einzelne Nummer 20 Pf.

Mitteilungen der Gesellschaft für **Deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.** Begründet v. Karl Kehrbach. Jahrg. XVI, Heft 1 u. 2. Berlin 1906. A. Hofmann & Co. Preis jährlich. 8 M., das einzelne Heft 2 M.

Beiheft zu den **Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.** Herausgegeben von der Gruppe Mecklenburg. Beiträge zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in Mecklenburg. 91 S. Berlin 1905. A. Hofmann & Co. Preis jährlich 8 M., das einzelne Heft 2 M.

Mittenzwey, L. Die Pflege der Individualität in der Schule. Zweite Auflage. 56 S. Langensalza 1905. Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann). Preis 75 Pf.

Nover, Prof. Dr. Jacob. Jordans Nibelunge (Sigfridsage). Mainz 1906.

Neuere deutsche Litteratur von Gottsched bis auf die Gegenwart. Erste Abteilung. Antiquariats-Katalog. Adolf Weigel, Buchhandlung und Antiquariat. Leipzig, Wintergartenstr. 4.

Pannwitz, Rudolf. Kultur, Kraft, Kunst. Charon-Briefe an Berthold Otto. Leipzig 1906. K. G. Th. Scheffer Preis 3 M.

Philosophische Bibliothek Band 37. Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft. In achter Auflage revidiert von Dr. Theodor Valentiner. Leipzig 1906. Verlag der Dürrschen Buchhandlung. Preis 4 M.

Reifferscheid, Al. Geistliches und Weltliches in mittelniederdeutscher Sprache nach der Emder Handschrift Nr. 64. Sonderabdruck aus dem Jahrbuche der Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer zu Emden. Bd. XIV und XV. Emden 1904. Druck von Anton Gerhard.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. Herausgeg. von Fr. Michael Schiele II. Reihe 8. Heft. Elias, Jahve und Baal von H. Gunkel. Tübingen 1906. J. C. B. Mohr. Preis 50 Pf.

Religionsphilosophie in Einzeldarstellungen. Herausgeg. von O. Flügel. Heft VI. Die Religionsphilosophie des Descartes und Malebranche nach Chr. A. Thilo. Langensalza 1906. Hermann Beyer & Söhne. Preis 1,25 M.

Religionsphilosophie in Einzeldarstellungen. Herausgeg. von O. Flügel. Heft VII. Spinozas Religionsphilosophie nach Chr. A. Thilo. Langensalza 1906. Hermann Beyer & Söhne. Preis 1,25 M.

Religionsphilosophie in Einzeldarstellungen. Herausgeg. von O. Flügel Heft VIII. Leibniz's Religionsphilosophie von Chr. A. Thilo. Langensalza 1906. Hermann Beyer & Söhne. Preis 70 Pf.

Reiner, Dr. Julius. Berühmte Utopisten und ihr Staatsideal. Jena 1906. Hermann Costenoble. Preis 2,50 M.

Sallwürk, Dr. E. von. Die didaktischen Normalformen. IV. Aufl. Frankfurt a. M. 1906 Verlag von Moritz Diesterweg. Preis geh. 2 M., geb. 2,60 M.

Schaefer, Dr. med., Oberarzt a. D. Der moralische Schwachsinn. Halle a S. 1906. Verlag von Karl Marhold. Preis 3 M.

Schmidt, Max C. P., Professor. Kulturhistorische Beiträge zur Kenntnis des Griechischen und Römischen Altertums. 134 S. Leipzig 1906. Verlag der Dürr'schen Buchhandlung. Preis 2,40 M.

Schwäbischer Schillerverein in Marbach-Stuttgart. Zehnter Rechenschaftsbericht über das Jahr 1905-06. Marbach a. N. Buchdruckerei von A. Remppis.

Das **Schillermuseum** in Marbach. Stuttgart 1906. Druck der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Spielmann, Dr. C. Die Meister der Pädagogik nach ihrem Leben, ihren Werken und ihrer Bedeutung. 7. Bdchen. Michel de Montaigne. Neuwied a. Rh. und Leipzig, Heusers Verlag (Louis Heuser) Preis 60 Pf.

Spielmann, Dr. C. Die Meister der Pädagogik nach ihrem Leben, ihren Werken und ihrer Bedeutung. 8. Bändchen. Wolfgang Ratke. Neuwied a. Rh. und Leipzig, Heusers Verlag (Louis Heuser). Preis 60 Pf.

Spielmann, Dr. C. Die Meister der Pädagogik nach ihrem Leben, ihren Werken und ihrer Bedeutung 9. Bändchen. A. H. Francke. Neuwied a. Rh. und Leipzig, Heusers Verlag (Louis Heuser). Preis 60 Pf.

Spielmann, Dr. C. Die Meister der Pädagogik nach ihrem Leben, ihren Werken und ihrer Bedeutung. 10. Bändchen. J. B. Basedow. Neuwied a. Rh. und Leipzig, Heusers Verlag (Louis Heuser). Preis 60 Pf.

Spielmann, Dr. C. Die Meister der Pädagogik nach ihrem Leben, ihren Werken und ihrer Bedeutung. 11. Bändchen. Bernhard Overberg. Neuwied a. Rh. u. Leipzig, Heusers Verlag (Louis Heuser). Preis 60 Pf.

Spielmann, Dr. C. Die Meister der Pädagogik nach ihrem Leben, ihren Werken und ihrer Bedeutung. 12. Bändchen. Adolf Diesterweg. Neuwied a. Rh. u. Leipzig, Heusers Verlag (Louis Heuser). Preis 60 Pf.

Tangermann, Dr. Wilh. Erkenntnis und Liebe, die schönsten Leitsterne des Lebens. Essen-Ruhr 1906. G. D. Baedekers Verlagshandlung. Preis geb. 3 M.

Thudichum, Friedrich. Kirchliche Fälschungen. Teil II. 560 S. Leipzig 1906. Max Sängewald. Preis 12 M.

Trommershausen, Dr. Zum Kampf um die Schule. Berlin C 19, Verlag Fr. Zillessen.

Wahrheit und Irrtum in der materialistischen Weltanschauung. Ein Beitrag zur Befreiung aus hypnotischem Bann. Von einem Selbstdenker. Berlin 1906. Verlag von Gustav Ferdinand Müller. Preis 50 Pf.

Westermann, Hermann. All Friede und Freude auf Erden. Flugblätter in Wirklichkeitsbildern. III. Bild: Frauenfrage. Riga 1906. Selbstverlag von Hermann Westermann. Preis 20 Pf.

Zurbonsen, Prof. Dr. Fr. Quellenbuch zur brandenburgisch-preußischen Geschichte. II. Aufl. 307 S. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung. Preis geh. 3,60 M., geb. 4,40 M.

Druck von Denter & Nicolas, Berlin C.